Magazin des Soldaten HEFT 8 • AUGUST 1969 • PREIS 1 MARK



ARMEE Rundschau

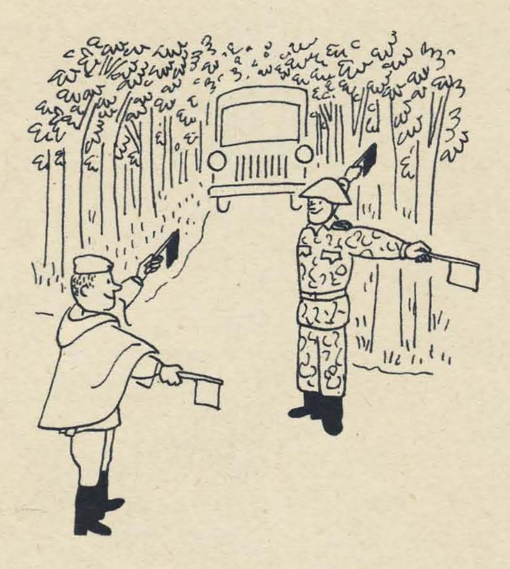


Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Unteroffizier Franke fröstelt. Er schaut abwechselnd die Schneise, die hier vom nahegelegenen Truppenübungsplatz auf die Fernverkehrsstraße mündet, und die Chaussee entlang. Es ist zwei Uhr nachts. Die Nässe des Spätwinters hängt in den Bäumen und umklammert auch ihn. Weit und breit ist kein Mensch. Der Letzte mit dem er sprach war Oberleutnant Winkler, der ihn eingewiesen hatte: „Die Artillerieabteilung wird gegen 04.00 Uhr kommen, weisen sie sie zur Ortschaft N., also nach rechts!“
Nun steht Franke hier, als Regulierungsposten, allein, mitten im Wald.
Motorengeräusch! Kurze Zeit später hält vor ihm ein Fahrzeug. Über die Wand der Ladefläche springt ein Soldat, breit, groß, in einen Umhang gehüllt. Ein kurzer Befehl, russische Laute, und der LKW setzt seine Fahrt fort. Die Freude ist beiderseitig. Fast undenkbar, zwei Regulierer auf einem Punkt.
Gemeinsames Warten ist halbes Warten. Der sowjetische Gefreite spricht etwas Deutsch. Franke kramt in seinen russischen Schulkenntnissen. Hier und da helfen Gesten nach.
Es beginnt zu regnen. Die Soldaten treten etwas abseits unter einen Baum. Noch ist Zeit. Sie erzählen sich Geschichten, die Soldaten immer zur Hand haben. Und sind mit ihren Gedanken weit von ihren Aufträgen entfernt.
Motorengeräusch ruft sie in die Wirklichkeit zurück. Schon rollt aus der Schneise ein Fahrzeug auf die Kreuzung – die Kolonne! Welche?
Der sowjetische Gefreite springt mit einem Satz auf die Straße. Franke, um einen Kopf kleiner, kann ihm nicht folgen. Als er ihn erreicht, ist es zu spät. Der sowjetische Freund hat die Artilleristen falsch, nach links, eingewiesen.
Auch der Gefreite erkennt seinen Irrtum. Sie stoppen die Kolonne, nehmen geduldig gemeinsam das Donnerwetter des Kommandeurs entgegen und sind bemüht, den schweren Fahrzeugen mit angehängten Kanonen das Wenden auf der schmalen Chaussee zu erleichtern. Aufatmend sehen sie dem letzten Fahrzeug hinterher, als als es Richtung N. fährt.
Von nun an sind sie hellwach.
Wieder tasten sich Tarnscheinwerfer von Militärfahrzeugen durch den Wald. Jetzt nähert sich offensichtlich die sowjetische Kolonne. Doch beide sind aufmerksamer als vorher. Der Kommandant der sowjetischen Kolonne wundert sich. Zwei Posten weisen ihn ein. Der eine ist ein Stück die Schneise heraufgekommen, mustert jedes Fahrzeug genau und gibt dem anderen auf der Straße ein Zeichen. Dieser zeigt dann erst die neue Marschrichtung an – nach links. Nun gut, denkt der Offizier, es ist eben dunkel.
Der Morgen graut. Beide Posten werden abgeholt.
Noch ehe Franke sich versieht, wird er von zwei kräftigen Armen gedrückt, so daß ihm die Luft wegbleibt. Lange noch denkt er an den sowjetischen Gefreiten und seine Abschiedsworte: „Wir Soldaten träumen dürfen, aber trotzdem müssen wach sein.“ *Raubeg*



POSTSACK

Kontra Rostbildung

Ich bin mot. Schütze und werde im Herbst in die Reserve versetzt. Nun möchte ich allerdings danach nicht „einrosten" und irgendwie meine militärischen Kenntnisse weitervermitteln. Kann man auch in der GST auf diesem Gebiet weiterarbeiten?

Gefreiter Klassner, Prora

Sie haben einen guten Vorsatz gefaßt, dem hoffentlich etliche Genossen nacheifern werden. Unsere GST braucht viele Reservisten, die mit ihrem Können und Wissen in der vormilitärischen Ausbildung oder auf dem Gebiet des Wehrsports helfen wollen. In der vormilitärischen Ausbildung können Sie z. B. ehrenamtlich als Gruppen-, Zugführer, Hundertschaftsleiter, Ausbilder, Funktionär für Waffen und Munition oder Mitarbeiter in einem Kreisausbildungsstab der GST eingesetzt werden.

Berufsvorbereitungen

Ich bin 16 Jahre alt und habe das Ziel, Offizier der NVA zu werden. Welcher Offiziersschüler der Volksmarine oder der Grenztruppen möchte mit mir in Briefwechsel treten?

Ulrich Gieseke,
301 Magdeburg,
Eschenweg 13

Altes Herz wird wieder jung

Obwohl nicht mehr im wehrdienstfähigen Alter, bin ich ein eifriger Leser der AR. Auch nette junge Damen lassen ältere Generationen schmunzeln.

R. Ritz-Gutjahr,
Stepfershausen

Zu wenig Monate

Vom September 1967 bis März 1969 war ich Offiziersschüler. Aus gesundheitlichen Gründen mußte ich die Schule verlassen und mein Dienstverhältnis als Berufssoldat lösen. Dieses Jahr will ich ein Studium beginnen. Habe ich einen Anspruch auf das Zusatzstipendium?

Unteroffizier d. R. Gabriel,
Eisleben

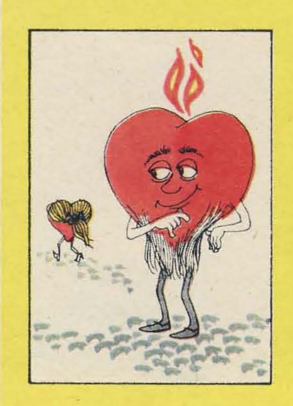
Nein. Wenn Sie wegen zeitlicher Dienstuntauglichkeit vorzeitig in die Reserve versetzt wurden, so müssen Sie mindestens zwei Jahre gedient haben, um die 80,– Mark zu erhalten.

Sehnsucht eines „Leipzigers"

In letzter Zeit freute ich mich besonders über die Artikel, die das MLR-Schiff „Leipzig" betrafen, da ich früher auch einmal zur Besatzung gehörte. Ich bin stolz, daß die jetzige Besatzung ihre Aufgaben gut löst. Die besten Grüße an die Genossen, ich wünsche weiterhin große Erfolge. Ich wäre erfreut, wenn vielleicht eine Verbindung zustande käme und ich wieder einmal die „Leipzig" besuchen könnte.

Obermaat d. R. Oehme,
87 Löbau,
Ahornallee 77





Es wird nichts nützen

Bei ihrem schmutzigen Krieg in Vietnam werden die USA noch von einigen anderen Staaten unterstützt. Welche Länder sind das?

Unteroffizier Arsenal,
Eggesin

Die nordamerikanischen Imperialisten haben fünf Aggressionspartner durch zweiseitige Militärabkommen an sich gebunden: Südkorea (50 000 Söldner), Australien (5000 Söldner) und Thailand, Philippinen, Neuseeland (zusammen 12 000 Söldner).

Vom Templiner – zur Ostsee

Seit sechs Jahren hat unsere Stadt einen guten Kontakt zu ihrem Patenschiff „Potsdam" der Volksmarine. Um ihnen den Dienst zu erleichtern, erhielten die Genossen eine Waschmaschine, Fernseh-, Tonband- und Sportgeräte. Vorbildliche Matrosen zeichneten wir als Aktivisten aus. Zum 20. Jahrestag der Republik wird der Schiffskommandant vor der Stadtverordnetenversammlung über die Erfolge im sozialistischen Wettbewerb berichten. Die beste Schulklasse im „Hans-Beimler-Wettbewerb" werden wir mit einem Besuch des Schiffes auszeichnen.

Stadtverordneter
Emil Kroffke, Potsdam

Stolz auf die Kollegen

Das „Werk für Fernsehelektronik" Berlin erhielt zwei Briefe, über die wir uns besonders freuten. In den Schreiben berichteten Kommandeure von NVA-Einheiten über zwei Betriebsangehörige, die hervor-

ragende Ergebnisse in der politischen und militärischen Ausbildung vorweisen können. Es handelt sich um die Genossen Barz (Dienststelle Rostock) und Hahlweg (Sanitz). Genosse Barz wurde siebenmal belobigt und mit dem Bestenabzeichen geehrt. Anerkennenswert beim Genossen Hahlweg ist seine initiativreiche Arbeit in der Neuererbewegung. Dreimal ist er mit dem Bestenabzeichen ausgezeichnet worden. Das Beispiel dieser Genossen wird uns einen Aufschwung in der Arbeit mit dem Reservistenkollektiv und bei der vormilitärischen Ausbildung geben. Bernd Redies, Berlin

Hier gibt es (Zoll)- Schranken

Angenommen, ich würde nach Beendigung meiner Lehrzeit den Dienst beim Zoll aufnehmen. Wird mir dann der Wehrdienst bei der NVA erlassen oder nicht?

H.-J. Stamer, Potsdam

Da die Tätigkeit beim Zoll nicht als Wehrersatzdienst rechnet, müssen auch Sie Ihrer Wehrpflicht nachkommen.

Wer wird denn gleich

Herr Salzwedel will auf einmal von seiner dreijährigen Dienstverpflichtung zurücktreten, weil er Vater wird (Postsack 5/69). Das ist doch kein Grund, die Flinte ins Korn zu werfen! Ich möchte sagen: Ordnung und Planung ist das halbe Leben!

Unteroffizier Klester, Schwerin

Pro-

In der AR finde ich zu wenig Bilder von hübschen Mädchen. Dieses Heft wird ja hauptsächlich von männlichen Lesern bezogen, und die wollen doch auch mal was für's Auge haben. Ralf Meyer, Dresden

– und Kontra

Ich halte es für besser, wenn Sie die holden Weiblichkeiten aus Ihrem Magazin verdrängen, zugunsten der Militärtechnik (Papier ist doch nur Papier!).

Jürgen Hoyer, Schkeuditz

Höher oder tiefer

Warum ist der Generalleutnant höher als der Generalmajor? Leutnant ist doch der zweitkleinste Dienstgrad und Major liegt doch darüber.

Ralph Wischer, Berlin

Der Major (vom Spanischen: Aufseher) war ursprünglich als Regimentsverwalter für den inneren Dienst und die Verpflegung verantwortlich. Er hatte im Regiment dasselbe Amt wie der Wachtmeister in der Kompanie und hieß daher Oberstwachtmeister. Die damaligen Dienstgrade lauteten: Oberstwachtmeister – Oberstleutnant – Oberst sowie Generalwachtmeister – Generalleutnant – General. Als um 1700 der Oberstwachtmeister „Major" genannt wurde, glich man die Bezeichnung „Generalmajor" für den Generalwachtmeister an.





Tüchtige GST-Kameraden

Die GST-Grundorganisation des VEB Zementanlagenbau Dessau kann im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der DDR hervorragende Ergebnisse aufweisen. Schon 1967 und 1968 wurden wir als „Ausgezeichnete Grundorganisation" geehrt, und auch in diesem Jahr gibt es gute Leistungen. So haben sich bis jetzt 29 Kameraden bereit erklärt, als Soldat auf Zeit zu dienen. Fünf wollen Offizier werden. Im Ausbildungslager Bad Frankenhausen erwarben 27 Mädchen und 55 Jungen das Mehrkampf- und 6 Mädchen und 27 Jungen das Schießabzeichen. Diese Beispiele zeigen, daß sich unsere Jugendlichen sorgfältig auf den Dienst in der NVA vorbereiten. Im Mai erhielt die GST-Grundorganisation als Anerkennung den Ehrennamen „Ernst Thälmann" verliehen.

Bernd Tuchel, Dessau

Den Bauch voll Öl

Welches ist das größte Schiff der Deutschen Seereederei in Rostock? Brigitte Olsten, Suhl

Der Tanker „Wolfen" mit 45 080 tdw. Er wurde im Juni 1968 in Dienst gestellt.

Sowohl als auch

Wenn mein Mann dieses Jahr zum Reservistendienst eingezogen wird, bekommt er dann 80,– Mark oder wird ihm von seinem Betrieb ein Ausgleich gezahlt? Christa Küchler, Markersbach

Neben seinem Wehrsold erhält der Einberufene durch den Betrieb einen Ausgleich in Höhe des Durchschnittsverdienstes, der um 20 Prozent, jedoch mindestens um monatlich 80,– Mark gekürzt wird.

Kenntnisse erweitert

Bei der GST habe ich das „Abzeichen für gute vormilitärische und technische Kenntnisse" erworben. Darf ich es später auch an der Uniform tragen?

Jürgen Eichstaedt, Teltow

Ja, und zwar auf der rechten Seite.

Dresdner waren zufrieden

Für die ausgezeichnete Führung und Betreuung der Bezirksdelegation Dresden, die am „Feldlager Junger Patrioten" Pfingsten 1969 in Bad Saarow teilnahm, möchte ich mich im Namen aller Kameraden bei den Schülern der Offiziersschule „Ernst Thälmann" bedanken. Einen besonderen Dank an den Genossen D. Uhlich.

Rainer Böhm, Dresden

Ausstrahlung

Zu dem Mädchen im Aprilheft, Seite 55: Ob sie bei dem kalten Aprilwetter nicht ein bißchen zu mutig ist? Aber sie hat bestimmt Dampfheizung im Zimmer. Ich würde in ihrer Nähe garantiert zu Wachs werden, auch ohne Heizung.

Horst Möbius, Forst

Gefragtes Duo

Werden in der AR auch einmal die Schlägersänger Frank Schöbel und Chris Doerk abgebildet?

Jürgen Scheffler, Leipzig

Septemberheft 1969 besorgen!

Zweibeinige Katzen

Wie in jedem Jahr zur Brutzeit, nisten Singvögel bei uns in den Parkanlagen des Objekts. Ihre Nester bauen sie meist in geringen Höhen, und daher sind sie oft Opfer von streunenden Katzen. Aber in unserer Dienststelle gibt es auch „zweibeinige Katzen", die die Nester ausräubern. Ich möchte an diese Genossen appellieren, ihren Unfug zu unterlassen und die Gelege nicht zu zerstören. Wie schön singt doch eine Drossel am Abend, wenn man sich im Park vom Dienst ein bißchen entspannt.

Kanonier Rudolph, Döbeln

Wenn es bumste

Mit meinem G-5 verursachte ich eine kleine Havarie, an der ich nicht ganz schuldlos bin. Mir wurde auferlegt, den Schaden wiedergutzumachen. Darf ich nach Dienst an dem Wagen reparieren?

Gefreiter Bettsmer, Eggesin

Ein Schadenersatz ist grundsätzlich in Geld zu leisten. Ausnahmen können gestattet werden, wenn der Betreffende allein oder mit Hilfe seines Kollektivs in der Lage ist, den Schaden in der Freizeit und ohne Verwendung von materiellen und finanziellen Mitteln der Dienststelle ordnungsgemäß und fachgerecht zu beheben.



Vignetten: Klaus Arndt



Schnell geschaltet

Am 7. und 8. Juni weilte unsere Volleyballmannschaft zu Freundschaftsspielen in Hoyerswerda. Da unser Sektionsleiter in Kamenz seinen Ehrendienst ableistet, besuchten wir ihn dort. Er freute sich natürlich sehr, noch mehr aber, als ihm sofort Sonderurlaub bewilligt wurde, und er so an den Spielen teilnehmen konnte. Auf diesem Wege möchten wir Major Kunze unseren herzlichsten Dank aussprechen.

Sektionsleitung Volleyball,
BSG „Einheit" Schneeberg

Wer schreibt uns?

Wir suchen Kampfgefährten Fiete Schulzes sowie Kollektive, die seinen Namen tragen.

Kapitän zur See Loge,
25 Rostock 1, Postfach 4427

AR-Markt

Suche:

Jahrgänge 1956–1961, Heft 3, 4/1962.
Unteroffizier der Reserve Merkert,
2805 Lenzen,
Seetorstr. 13

Jahrgänge 1964–1968.
Wolfgang Rumker,
2051 Nienhagen

Jahrgänge 1956–1963 sowie Heft 1 und 2/1964, evtl. Tausch mit „Jugend und Technik" 1961 bis 1968.
Hans Sonntag,
9516 Mülsen St. Micheln,
Auerbachstr. 10

Wer gibt AR kostenlos ab?
Harald Müller,
8706 Neugersdorf,
Münzgasse 4

Biete:

Heft 3–12/1963, Jahrgänge 1964–1966, Heft 1–7/1967.
Wolfgang Klabes,
68 Saalfeld,
Kircherstr. 6

Unteroffizier Kohlberg fragt: Können Soldaten auf Zeit auch noch nach Beendigung ihres Grundwehrdienstes mit Ausgangs- und Urlaubssperre bestraft werden?

Soldat Arnheim fragt: Kann die zeitliche Trennung eine junge Ehe gefährden?

Oberst Richter antwortet



Ihrem Vorgesetzten wird sicher bekannt sein, daß es für Soldaten auf Zeit gemäß Anhang III zur DV 10/6 keine Disziplinarstrafe „Ausgangssperre" mehr gibt. Wieso das Ihnen noch ein Geheimnis ist, ist mir allerdings unklar.

Doch glaube ich zu wissen, wo einigen Unteroffizieren wirklich der Schuh drückt. Die zum Ausgang angezogenen Schuhe drücken vor allem dann, wenn den Genossen das Recht auf den Ausgang nach Dienst noch für einige Stunden aufgeschoben wurde, weil vielleicht noch nicht alle Tagespflichten erledigt waren oder der Glanz ihres Verantwortungsbereiches nicht mit dem ihrer geputzten Schuhe konkurrieren konnte.

Eine solche Unterordnung des Rechtes, z. B. auf Ausgang, unter die gebotene Pflicht entspricht der DV 10/3, deren Grundkonzeption lautet: „Ordnung muß sein!"

Aber das sind bekanntlich nicht die einzigen Vorschriften, die Einfluß auf die Rechte und Pflichten der Armeeangehörigen haben. Von der Alarmordnung und der Forderung eines teilweise recht hohen Prozentsatzes gefechtsbereiter Genossen will ich schon gar nicht reden. Verständnisvoll sollten solche zwingenden Maßnahmen den Genossen erläutert werden.

Wenn aber ein Vorgesetzter meint, sich durch willkürliches Verzögern oder unberechtigtes Streichen eines Ausgangs oder Urlaubs seine Verantwortung zu erleichtern, dann irrt er sich sehr. Abgesehen davon, daß sich hier der Betroffene beschweren kann; dieser Vorgesetzte macht es sich in der Folge immer schwerer, das Vertrauen seiner Genossen zu gewinnen – und das ist mit das Wichtigste, um sozialistische Soldatenkollektive zu formen und die Kampfaufgaben zu lösen.

Dafür sind Sie allerdings auch mitverantwortlich. Welcher Vorgesetzte wollte wohl dem Genossen auch nur ein Quentchen seiner Rechte entziehen, von dem er überzeugt sagen kann: Dieser Mann ist schwer in Ordnung! Der ist in jeder Beziehung vorbildlich!

Helfen Sie Ihrem Vorgesetzten durch tadellose Erfüllung Ihres Eides, durch kameradschaftliche Achtung und Verständnis für seine Probleme. Erleichtern Sie es ihm, ein Offizier zu sein, für den Sie durch dick und dünn gehen – auch wenn er zeitweilig Ihr Recht auf Ausgang einzuschränken gezwungen ist.

Auch das, Genosse Kohlberg, ist letzten Endes ein Wesensmerkmal unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht, daß jeder Einzelne Verantwortung für seinen Mitmenschen und damit für das Ganze trägt.

Darüber ist schon oft geschrieben worden. Meist war dabei der Weisheit letzter Schluß: Was echt ist, ist beständig! Zeitliche Trennung ist die beste Prüfung für eine junge Ehe! Dem will ich nicht widersprechen.

Aber es genügt nicht, diese Weisheit als tausendfach erprobte Erfahrung anzuerkennen und sich auf ihr wie auf einem Ruhekissen auszuruhen. Jeder der beiden Partner muß sich für den anderen ständig anziehender machen und trotz der räumlichen Trennung aufeinander mehr und mehr einstimmen.

Wenn der junge Ehemann recht oft einen Brief nach Hause schreibt, wenn er ab und zu ein Päckchen schickt, wenn er den Urlaub gut nutzt, um im Haushalt zu helfen – dann sind das Beispiele, die das Zusammengehörigkeitsgefühl festigen. Die sozialistische Weltanschauung, der ständige Anteil an den Freuden und Problemen des anderen, die gegenseitige Wertschätzung sowie der Rat der Älteren bei eventuellen Konflikten sind mitbestimmend für diese Festigkeit. Meinen Sie nicht auch, daß die Stabilität einer Ehe auf diese Weise auch auf Distanz bedeutend beeinflußbar ist?

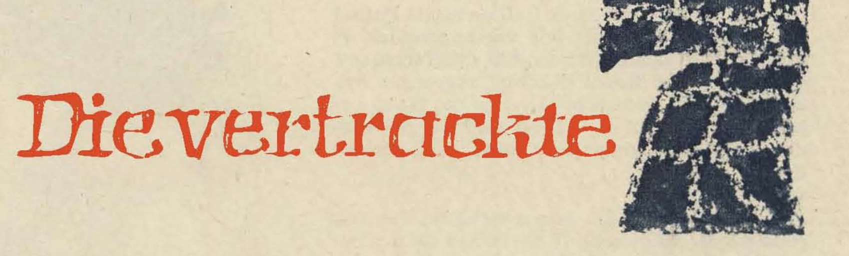
Ihr Oberst





Viktor Nekrassow

Alles begann mit dem Panzer; einem der sechs, die gestern angekommen waren, einem weißangestrichenen Panzer mit einer schwarzen plumpen „7“ am Rumpf. Im Abschnitt des 1. Bataillons hatten wir auf den Minenfeldern drei Gassen freigelassen – jede zehn Meter breit – und sie mit Pflöcken bezeichnet. Die Lage der deutschen Minenfelder, vielmehr der vereinzelten verminten Abschnitte, hatten wir auf den Karten eingetragen und jedem Panzerkommandanten den genauen Weg gewiesen. Laut Angriffsplan machte das 2. Bataillon den Anfang. Sein Gefechtsauftrag war, die Aufmerksamkeit des Gegners zu fesseln. Gleichzeitig bewegten sich die Panzer mit je vier aufgesessenen Infanteristen durch die drei Gassen.



Die Aufgabe lautete, die Feuerstellungen des Gegners niederzukämpfen und in den Rücken der Wasserbehälter vorzustoßen. Den Panzern folgte Infanterie: das 1. Bataillon. Keinerlei Artillerievorbereitung. Der Angriff sollte überraschend erfolgen.

Punkt 5.00 Uhr beginnt das 2. Bataillon sein Manöver. Die Deutschen konzentrieren ihr Feuer auf das Bataillon. Und da fährt der erste Panzer mit der Ziffer „7“ an der linken Flanke auf eine Mine. Weiß der Teufel, welche ihn erwischt hat. An einer völlig unerwarteten Stelle, etwa zwanzig Meter von unseren Minenfeldern entfernt. Es knallt, und der Panzer bleibt reglos stehen. Der hinterherfahrende zweite Panzer schert nach rechts aus und rollt geradewegs in unser Minenfeld 11 b, das schlimmste von allen, das aus Panzer- und Infanterieminen besteht. Es erwischt ihn ebenfalls. Bestürzt springen die Infanteristen ab, direkt auf die „Mausefallen“. Zwei werden in die Luft gesprengt. Das ist mehr als genug. Die Infanteristen vom ersten Panzer rennen zurück. Die Panzer, die sich durch die zweite Gasse bewegen, bemerken das Durcheinander, stoppen, eröffnen ein unregelmäßiges Feuer und drehen um. Nur zwei Panzer in der dritten Gasse rollen geradewegs auf die Wasserbehälter zu und verschwinden hinter ihnen.

Die Deutschen feuern wie wild.

Im Ergebnis bleiben die Wasserbehälter in deutscher Hand, wir rücken keinen Schritt vor, zwei Panzer sind minengeschädigt, drei kehren zurück, einer wird nach dem Vorstoß hinter die Wasserbehälter vermißt, acht Tote, darunter die ganze Besatzung des ersten Panzers, und zwölf Verwundete. Das 2. Bataillon rollt zurück. Ein absoluter Fehlschlag.

Wie kommt die Mine dorthin, hol sie der Teufel? Daß es keine deutsche und auch nicht meine Mine war, daran zweifle ich keinen Augenblick. Folglich eine von der Division, die hier vor uns gekämpft hat. Aber alle übriggebliebenen Minen waren doch geräumt und entschärft worden?

Regimentskommandeur Borodin ist frostig, bietet mir nicht mal Platz an. „Na, Kershenzew, sei bedankt ... Da werde ich auf meine alten Tage die HKL auf dem Bauch entlangkriechen und deine Minen nachprüfen müssen ... Du sollst zum Divisionskommandeur.“

Beim Betreten des Unterstandes des Divisionskommandeurs bekomme ich Herzklopfen. Mir den Rücken zuwendend, sitzt der Oberst am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt.

„Regimentsingenieur des 1147. Regiments Leutnant Kershenzew meldet sich zur Stelle.“

Der Oberst dreht sich langsam um, schiebt den Stapel Papiere auf der Tischplatte beiseite, sieht mich starr an. Seit er bei mir im Bataillon war, habe ich ihn nicht mehr gesehen. In der Zwischenzeit ist er noch mehr abgemagert, im Seitenlicht der Lampe treten seine Wangenknochen stärker hervor. „Regimentsingenieur sagen Sie?“ fragt er leise, ohne den Blick abzuwenden.

„Regimentsingenieur, Genosse Oberst.“

„Im Regiment 1147?“

„Jawohl, im Regiment 1147.“

„Wohl viel Arbeit im 1147?“

„Jawohl, Genosse Oberst!“

„Minenfelder, was?“

„Minenfelder auch, Genosse Oberst.“

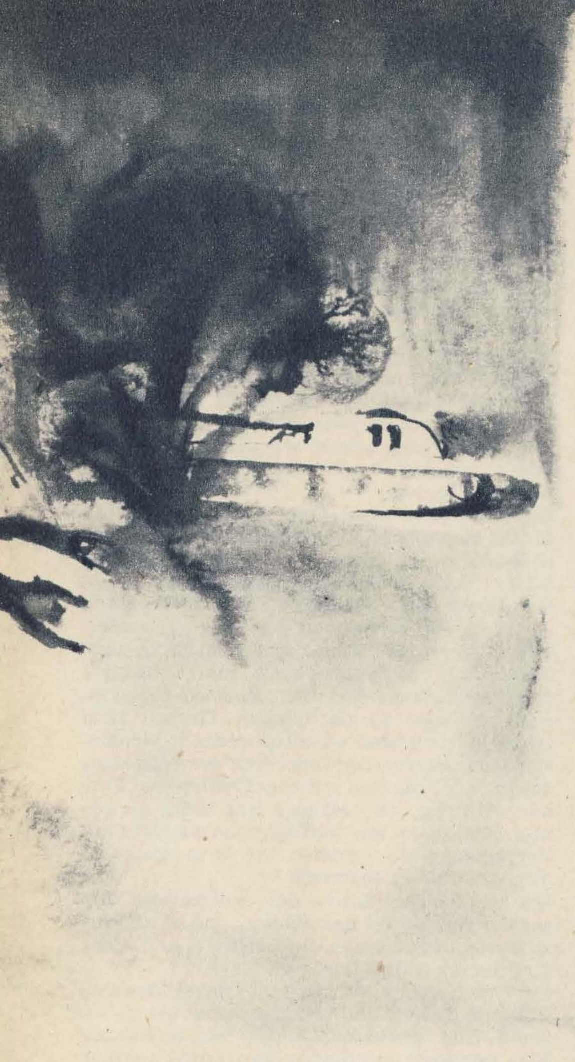
„Gut verlegt, die Minenfelder?“

Ich merke, daß ich erröte. Nach wie vor sieht der Oberst mich scharf an. ▶

„Ich frage, ob die Minenfelder gut verlegt sind?"
„Normal..."
„Normal? Meiner Meinung nach sind sie nicht ganz normal... Sind viele deutsche Panzer darauf vernichtet worden?"
„Nein."
„Na, wieviel waren's denn?"
„Kein einziger. Sie haben keine Panzer eingesetzt."
„Aha... und wir?"
Ich möchte am liebsten in den Erdboden versinken.
„Wir schon."
„Na und?"
„Zwei sind beschädigt, Genosse Oberst."
Der Oberst erhebt sich, tritt zu mir.
„Wissen Sie eigentlich, daß diese sechs Panzer die einzigen sind, die wir im Augenblick an diesem Ufer haben? Wissen Sie, daß Tschuikow sie eigens vom ‚Roten Oktober' abgezogen hat, damit wir die Wasserbehälter in die Hand bekommen, und daß die Panzer übermorgen wieder in der 39. Division sein sollten? Wissen Sie das?"
Ich schweige.
„Wissen Sie, daß die Wasserbehälter für uns jetzt das Wichtigste sind? Sie bilden die Schlüsselstellung zur ganzen Stadt. Jeder Tag, den die Deutschen sich dort verschanzt halten, bedeutet überflüssige Opfer, überflüssige Geschosse, überflüssige..."
Er fischt die Zigarette aus der Tasche, drückt sie zurecht und zündet sie am Lampendocht an. Nach einigen raschen Zügen wendet er mir wieder das Gesicht zu.
„Also! Ich befehle Ihnen, die Panzer wieder einsatzfähig zu machen. Klar? Die beiden, die auf die Minen gefahren sind."
„Beim ersten ist der Motor beschädigt, Genosse Oberst, er muß abgeschleppt werden."
Der Oberst unterbricht seine Wanderung und bleibt stehen.
„Ach, Ingenieur, Ingenieur..." er sieht mich vorwurfsvoll an. „Und wie steht's mit den Motoren beim zweiten Panzer?"
„Als ich wegging, war alles in Ordnung."
„Hören Sie zu... In dieser Nacht helfen Sie der Panzerbesatzung aus dem Minenfeld heraus. Und den steckengebliebenen Panzer verwandeln Sie in eine ständige Feueranlage. Koste es, was es wolle. Verstanden? Sie sind mir dafür verantwortlich!"
Den Panzer in eine ständige Feueranlage verwandeln... Dazu muß man ihn erst erbeuten. Bloß wie? Einen Graben ausheben? Von unserer Stellung bis dorthin mögen es etwa... Ich denke nach: fünf Meter sind es von unseren Gräben bis zum Minenfeld, das Minenfeld ist zehn Meter tief, und dahinter sind es noch mal rund zwanzig Meter. Das macht also fünfunddreißig Meter. Bis zu den Deutschen sind es sechzig, höchstens siebzig Meter. Er steht also genau in der Mitte. Wenn die Deutschen bloß nicht auf dieselbe Idee kommen, eine Feueranlage aus dem Panzer zu machen. Von dort können sie unsere HKL frontal und seitlich bestreichen... Fünfunddreißig Meter... Mit unserem Schanzzeug und bei der festgefrorenen Erde nimmt das fünfunddreißig Stunden in Anspruch. Drei Nächte... Schlimm...



In aufgeknöpfter Feldbluse sitzt Schirjajew im Unterstand, mit zusammengezogenen Brauen, seine verbundene Hand liegt auf dem Tisch.
„Kannst uns gratulieren."
„Zu was?"
„Der Fritz sitzt im Panzer."
„In welchem?"
„In Nummer sieben."
„Na, und wir?"
„Was denn wir? Kein einziges Panzer- oder Brandgeschoß, unsere Granaten prallen ab wie Erbsen."
„Verdammt noch mal... Der Divisionskommandeur hat befohlen, den Panzer zu nehmen, in eine Feueranlage zu verwandeln... Den andern sollen wir zurückholen."



„An dem sind drei Kettenglieder beschädigt..."
„Vor Einbruch der Dunkelheit ist nichts zu machen... Verdammter Mist!"
„Hast recht, es ist wirklich Mist... Die Panzerbesatzungen fluchen und wettern."
„Laß sie fluchen... Nachts räume ich mit Garkuscha das Feld 11 b, dann können sie die Kettenglieder auswechseln und ihren Panzer holen."
„Na und weiter? Wie willst du die vertrackte ‚Sieben' in die Hand kriegen?"
„Einen Graben ziehen, eine andere Möglichkeit gibt es nicht."
„Tja..." Schirjajew reibt sich den Nasenrükken. „Na schön, kommt Zeit, kommt Rat. Erst wollen wir diesen rausholen."
Die Deutschen sitzen im Panzer, bemühen sich, die Geschützrohre zu uns herumzuschwenken, aber der Turm ist verkeilt, sie können nichts ausrichten. Gegen Abend stellen sie ein MG darunter auf und feuern andauernd auf unseren Panzer.
Endlich bricht die lang ersehnte Nacht an. Fieberhaft räume ich mit Garkuscha das Feld 11 b, die Panzermänner wechseln die Kettenglieder aus – glücklicherweise liegt die beschädigte Stelle an der uns zugekehrten Seite – und bevor der Mond aufgeht, rollt der Panzer zu unseren Stellungen zurück. Schon ein Erfolg. Ein großer Erfolg.
Jetzt ist der andre dran, die vertrackte „Sieben".
Schwer zu sagen, wieviel Menschenleben er uns kostet, wieviel Geschosse und Granaten aller Kaliber und Sorten wir auf ihn abschießen. In einem Umkreis von zwanzig Metern ist die Erde um ihn buchstäblich aufgepflügt. Eines Nachts streichen ihn die Deutschen weiß an, damit der schwarzverrußte Rumpf nicht vom Schnee absticht. Etwa zwei Mal setzen wir ihn in Brand, er schwelt und verstänkert die ganze Umgebung... Manchmal setzen wir eins der MGs außer Gefecht: Sie haben jetzt zwei aufgestellt, aber eine Stunde später steht ein neues da. Die Deutschen ziehen einen Verbindungsgraben zum Panzer. Wir ziehen auch einen Graben hin, aber die Deutschen sind schneller, der Panzer ist in ihrer Hand, und sie können gleichzeitig von beiden Seiten graben.
Wir haben keine Männer. Die Bataillone zählen nur neun bis zehn aktive Kämpfer. Manchmal sind's noch weniger. Soldaten mit zehntägiger Kampferfahrung gelten schon als bewährte Krieger. Im 2. Bataillon bestand die ganze Verteidigung im Laufe eines Tages und einer Nacht aus zwei MGs und einer 4,5-cm-Kanone. Und kein einziger Schütze.
Jede dritte Nacht langt Ergänzung an: durchgefrorene, in ihre Hände hauchende Milchbärte stehen vor unserem Bunker und fassen Filzstiefel, Schafpelze und Pelzfäustlinge.
„Ist das Stalingrad?"
„Ja."
„Wo sind denn die Häuser?"
„Keine mehr da."
Die Milchbärte wechseln Blicke.
„Wieviel Brot gibt's denn?"
„Achthundert Gramm je Nase."
„Suppe auch?"
„Ja."
„Muß man hier exerzieren?"
„Nein."
„Na, Gott sei Dank!"
Die Deutschen leisten erbitterten Widerstand. Jede Nacht werfen ihnen dreimotorige Junkersmaschinen Munition ab. Weiter westlich zieht sich die Schlinge zu, aber hier, am Wolgaufer, rückt die HKL keinen Meter vor.
Seit bald zwei Wochen beginnt die Wolga einzufrieren. Die Verbindung mit dem linken Ufer wird immer schwieriger. Die Munition wird knapp. Die Batterien an unserem Ufer – Artillerie und Granatwerfer – werden in ihrem Munitionsverbrauch streng eingeschränkt, das nächtliche Störungsfeuer der Handfeuerwaffen wird verboten. Die Artilleristen klauen sich gegenseitig die Granaten weg. ▶

Mit den Lebensmitteln steht es auch nicht berühmt. Wir werden von den „Kaffeemühlen" versorgt. Sie werfen uns nachts Zwieback und Konzentrate in Säcken ab. Als Empfänger fühlt sich jeder, der sich diesseits der Wolga befindet. Wer einen solchen Sack sieht, der nimmt ihn. Tschumaks Aufklärer entfalten fieberhafte Aktivität. Tschumak wird zweimal zum Divisionskommandeur persönlich bestellt. Wütend und mit hochrotem Gesicht kommt er zurück.

„Gib den Rotznasen aus dem 45. zwei Säcke Zwieback", wirft er dem Feldwebel im Vorbeigehen hin, „und richte ihnen aus, das nächste Mal kriegen sie eins in die Fresse, wenn sie noch mal stänkern."

Murrend zieht der Feldwebel die Zwiebacksäcke hervor, in der Ecke hat er ein ganzes Lager.

So vergehen die Tage.

„Der verfluchte Panzer", „die verdammte Sieben", wie die Männer ihn nennen, raubt mir die letzte Ruhe.

Wir kommen mit dem Grabenbau fast nicht voran, der Boden ist steinhart, die Spaten brechen, mit Hacken richten wir nichts aus, das Trotyl ist alle, das Ammonit taugt nichts, und die Hauptsache – die Deutschen! Sie lassen auf die Arbeitsstelle Stahl hageln, schießen mit Granatwerfern und schleudern Handgranaten.

Nach einer Woche haben wir mit Mühe und Not zehn Meter geschanzt, also weniger als einen Meter je Nacht. Ich verliere die Hälfte meines Zuges, drei sind gefallen, die übrigen verwundet. Obendrein wird Agniwzew krank, eine Art Typhus, er kommt ins Sanitätsbataillon, dann auch Walega. Kuchar, der die Pferde am andern Ufer hütet, wird beim Haferklauen gefaßt und ins Strafbataillon abgeschoben. Ihn könnte höchstens Walega ersetzen. Wir vier sind die letzten: ich, Lissigor, Garkuscha und Tugijew.

Eines Abends kommt Lasar, der Leiter der Finanzabteilung, vom linken Ufer. Frostbereift und dampfend vor Kälte platzt er in meinen Bunker. Mit erforenen klammen Fingern zieht er eine Flasche Wodka aus der Tasche.

„Zu Ehren des genommenen Panzers. Das muß begossen werden . . ."

Lissigor feixt. Ich sage nichts. Habe die Anspielungen satt. Es gibt keinen im Regiment, der mich mit dem Panzer nicht aufzieht.

Lissigor entkorkt die Flasche.

„Wollt ihr den Panzer sprengen?" erkundigt sich Lasar.

„I wo, den Boden, nicht den Panzer. Weißt du, wie hart der Boden ist?"

„Wollt ihr unter der Erde einen Stollen zum Panzer vortreiben?"

Lissigors Hand mit der Flasche erstarrt in der Luft. Mir ist, als hätte ich einen elektrischen Schlag bekommen. Was sind wir für Idioten! Eine Woche lang quälen wir uns im deutschen Feuer, und ein so einfacher Gedanke ist uns nicht gekommen.

Einen unterirdischen Gang! Einfach wie das Ei des Kolumbus! Von Farbers Bunker rechts außen ist es am nächsten zum Panzer. Dreißig Meter, nicht mehr. Der Erdwall davor ist anderthalb Meter hoch. Die Deutschen werden gar nicht mal sehen, daß wir Erde auswerfen. Und in der Tiefe ist der Boden nicht so hart.

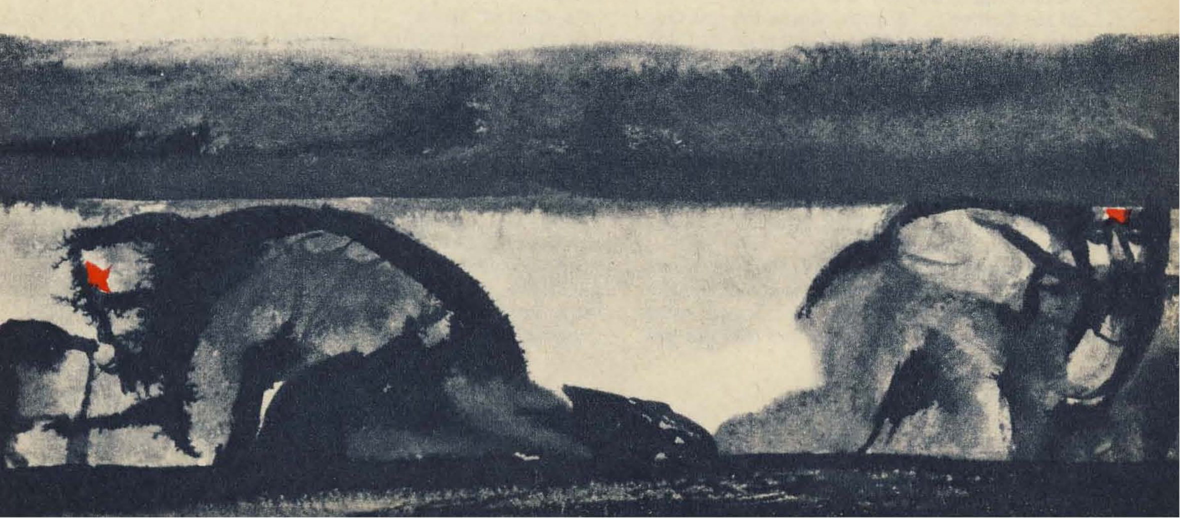
„Großartig, verdammt noch mal!" Lissigor greift nach einem Bleistift. „Und wir brauchen auch gar nicht so viel Männer. Graben kann einer. Er muß bloß oft ausgewechselt werden. Der eine schanzt, der andre holt die Erde raus, zwei Mann brauchen wir zum Glätten und Tarnen. Acht bis zehn Männer sind mehr als genug. Wenn man uns fünf Divisionspioniere zur Verfügung stellt, schaffen wir es in drei, vier Tagen. Stimmts, Ingenieur?"

Wir trinken die Flasche aus und schlagen Lasar vor Freude auf den Rücken, daß er anfängt zu husten. Ich fahre in die Filzstiefel und renne zu Schirjajew und dann zum Major.

Ein Telefongespräch mit dem Oberst, das drei Minuten dauert, und morgen abend kriege ich einen Zug Divisionspioniere, hundertfünfzig Kilo Ammonit und fünfzig Kilo Trotyl aus dem eisernen Bestand. Die Frist: vier Tage.

Am ersten Tag schaffen wir zehn Meter. Am zweiten achteinhalb, der Boden hält uns auf. Wir müssen die Erde auf allen vieren mit Eimern und Kochgeschirren herausbefördern. Mit jedem neuen Meter wird die Arbeit kom-

Illustrationen: Wolfgang Würfel



plizierter. Der Boden ist immerhin gefroren, wir graben in einer Tiefe von zwei Metern. Am Morgen des 1. Dezember haben wir achtzehneinhalb Meter geschafft. Es bleiben elfeinhalb. Wir wechseln die Pioniere alle fünfzehn Minuten aus und schalten uns selber ein. Insgesamt arbeiten fünfzehn Mann. Das ist mehr als genug. Noch ein Tag. Abends bleiben uns drei Meter. Die Soldaten schanzen wie die Wilden. Verschwitzt und dreckig wie die Teufel kriechen sie aus dem Tunnel.

Am 2. Dezember ruft Schirjajew gegen neun Uhr abends aus dem Stab an.

„Bist du um 5.00 fertig?"

„Ja."

„Dann komme ich gegen vier. Brauchst du Aufklärer?"

„Wozu?"

„Tschumak war bei mir, hat seine Hilfe angeboten."

„Was hat er denn auf einmal?"

„Er möchte als erster in den Panzer. Der Oberst hat gesagt, es gibt Orden dafür."

„Na schön, laß ihn kommen. Ich sehe ihn gern."

„Reichen fünf Mann?"

„Klar."

Ich hänge ab.

Insgesamt elf Soldaten: je drei aus zwei Bataillonen und fünf Aufklärer. Ein ganzes Unternehmen. Wir müssen bloß die richtigen Jungen auswählen. Ich rufe Sinizyn und Farber an. Sinizyn verspricht mir taugliche „Birkenpflöcke". In unserem Telefonjargon sind „Birkenpflöcke" (im Gegensatz zu „verkohlten" Pflöcken) erfahrene Soldaten, in der Regel Sibirier.



Farber stellt sich selbst bei mir im Unterstand der 1. Kompanie ein, meinem provisorischen Gefechtsstand.

Er hat die Gelbsucht. Zitronengelb und mit der runden Brille sieht er jetzt wie ein Chinese oder ein Japaner aus. Infolge der einförmigen Nahrung haben fast alle die Gelbsucht. Eine ekelhafte Krankheit. Man wird schlaff, schläfrig, verliert den Appetit. Hier und dort sieht man braunrote Harnflecke auf dem Schnee.

„Ihr wollt also heute Schluß machen?" sagt Farber, indem er die beschlagene Brille abnimmt und putzt.

„Sieht danach aus."

„Lampenfieber?"

„Ja."

Ich bin furchtbar schläfrig. Meine Augen schmerzen, als hätte man Sand hineingeschüttet. Aber ich kann nicht schlafen. So gehts manchmal.

„Aus Ihrem Bataillon bekomme ich drei Mann, wissen Sie's?" sage ich.

„Aus meinem drei und drei aus dem von Sinizyn."

„Ja, insgesamt sechs Mann."

„Sechs . . . Fast ein ganzes Bataillon."

„Wieviel Männer haben Sie jetzt, Farber?"

„Was für welche meinen Sie? Die Brot essen oder die kämpfen?"

„Die letzteren."

„Ohne die Granatwerfer und MG-Schützen sind es neun, eingerechnet die Kompanie-, Zug- und Gruppenführer."

„Sagen Sie mal, wie viele waren es heute?"

„Einer."

„Noch gut!"

„Gestern waren es zwei, heute einer."

„Tot?"

„Ja. Urasow. Sie kennen ihn nicht. Einer von den Neuen. Wohl ein Tatare oder ein Kasache. Ein hübscher Junge mit schwarzen Augen."

„War's ein Scharfschütze?"

„Ja. Der Fritz setzt immer mehr Scharfschützen ein. In der letzten Woche habe ich fünf Männer verloren."

Wir reden nicht mehr, sondern sitzen nebeneinander und schauen ins Feuer, auf die glühenden Kohlestückchen, die aus dem Ofen fallen und lautlos auf dem Boden verglimmen. Von fern hört man manchmal gedämpftes MG-Feuer . . . An der HKL herrscht Stille.

Vielleicht haben wir zu wenig Trotyl untergelegt, und der Trichter fällt zu klein, zu eng aus? Nein. Hundertfünfzig Kilo Trotyl und hundertfünfzig Kilo Ammonit – das ist kein Kinderspiel.

Na, und dann, dann . . . Werden wir wirklich unter dem Panzer sitzen? Das MG umdrehen

Fortsetzung auf Seite 63

Es pfeift nicht nur der Wind

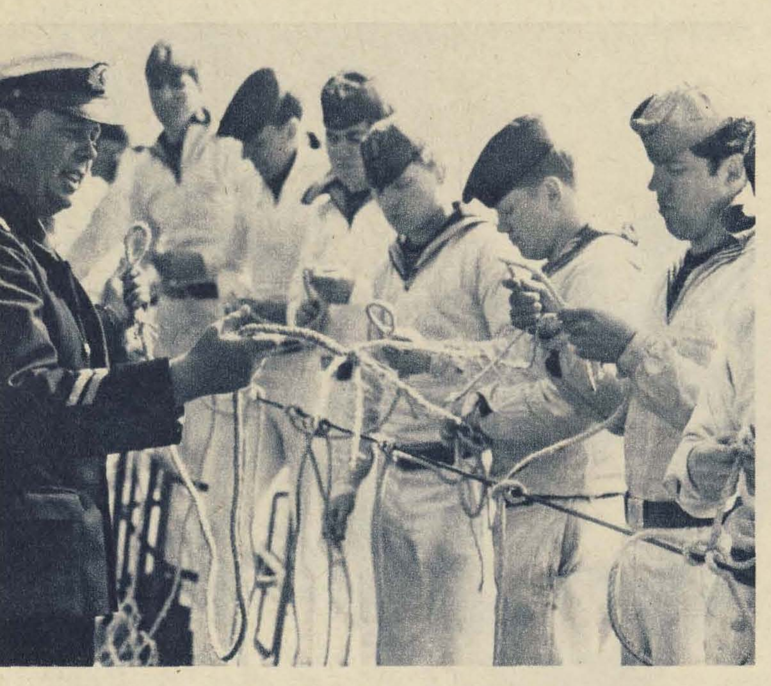
An Bord pfeifen nur der Wind und der Bootsmann! Ein Gebot der Segelschiffahrt, in den Flotten seit Jahrhunderten gültig. Glücklich die Mannschaft, in deren Takelage der Wind nur so pfiff. Das bedeutete schnelle Fahrt. Ein ausgeklügeltes System von Segelmanövern hielt das Schiff auf Kurs. Die Kommandos dazu mußten eindeutig sein. Die Befehlsübermittlung an die in der Takelage turnenden Matrosen oblag den Bootsmannsmaaten. Um Mißverständnisse auszuschließen, wurde nur ihnen das Recht zugestanden, an Bord zu pfeifen. Nach deren Pfeife mußten die Matrosen tanzen. Die Schikanen der Bootsmannsmaate waren der Schrecken ganzer Seemannsgenerationen.
Nun gehören die „Windjammer“ längst der Geschichte an. Doch geblieben ist auf See die harte Arbeit eines aufeinander eingespielten Kollektivs, dessen Grundlage Disziplin und Ordnung ist. Das ist um so notwendiger an Bord eines Kriegsschiffes.
So pfeift auch an Bord des Küstenschutzschiffes „Ernst Thälmann“ ein Oberbootsmann. Er ist Vorgesetzter aller Matrosen und Maate der Besatzung und bildet das seemännische Personal aus. Mit seinem Bootsmannskommando führt er alle seemännischen Arbeiten aus. Er ist verantwortlich für Sauberkeit und Ordnung auf dem Schiff, für die Hafenwache und den Nachweis über Landgänger und Urlauber.
Pfeift nun an Bord außer dem Wind nur der Oberbootsmann?

◆

Im Mannschaftsdeck der „Ernst Thälmann“ versammeln sich die Matrosen und Maate des Sperrabschnitts und des Bootsmannskommandos. Zwei Genossen versuchen sich unauffällig am Oberbootsmann vorbeizudrängen. Doch dieser hat ihre Absicht erkannt. Sie müssen vorn bleiben. Sie trauen sich nicht aufzublicken. Die Situation ist ihnen peinlich. Beide haben sich heute vor dem Kollektiv zu verantworten. Sowohl Stabsmatrose Henschel als auch Matrose Hackert waren verspätet vom Landgang zurückgekommen.
Henschel schämt sich. Er, der drei Bestenabzeichen sein eigen nennt, sitzt nun neben dem jüngsten Matrosen, als wäre er genau so unzuverlässig. Er, der Hackert das seemännische Einmaleins beibringt, sitzt neben seinem Schüler wegen des gleichen Delikts, das er eigentlich bei dem anderen hätte verhindern sollen. Das tut weh. Und Hackert? Er bangt um das Verständnis der Genossen. Ehrlich befürchtet er, diese seine Verfehlung würde nur noch den schlechten Eindruck verstärken, den die Genossen von ihm haben. Oft gab er Anlaß zum Tadel. Warum gelingt es ihm nicht, seine Oberflächlichkeit abzulegen? Wird er eine Strafe bekommen?
Noch einmal schildert Stabsobermeister Kupfer, was alle schon wissen. Kurz und knapp sind seine Worte. Nicht, daß er es eilig hat. Nur soll jeder zu Wort kommen. Dem anfänglichen betretenen Schweigen folgen dann doch die Meinungen. Auch Hackert

Von Major Ernst Gebauer





Trotz moderner Technik, das Seil – der Tampen, wie der Seemann sagt – ist sein Handwerkszeug geblieben. Oft ist es bei schwerer See das einzige, woran sich der Seemann festhalten kann. Knoten muß jeder Matrose beherrschen. Wenn die Elemente den Kutter von Welle zu Welle treiben, muß die Mannschaft Mut und Kraft beweisen.

und Henschel erhalten das Wort. Es kostet sie Mühe, Entschuldigungen für ihr Verhalten zu finden. Doch das Kollektiv billigt sie nicht. Es verlangt Einsicht und Besserung und das Versprechen, Ordnung und Disziplin zu wahren. Beide geben schließlich ihr Wort. Der Oberbootsmann nimmt von einer Strafe Abstand. Kann er das mit gutem Gewissen tun? Bei jeder solchen Aussprache bewegt Kupfer diese Frage.
Er fährt zur See, seit es bewaffnete Kräfte der Republik gibt. 1953 ist Kupfer Ausbilder auf einem Schullogger der Seepolizei. In den Tagen des 17. Juni 1953, als die Konterrevolution die junge Arbeiter-und-Bauern-Macht angreift, kontrolliert sein Logger die Hafeneinfahrt von Stralsund. Mit einem Prisenkommando durchsucht Kupfer die einlaufenden Schiffe nach Waffen und fremden Personen. Er hilft so mit, daß der Putsch in wenigen Tagen niedergeschlagen wird. 1956 wird er



„Leck im Schiff." Bis auf die Haut durchnäßt sind die Männer, bevor sie dem Wassereinbruch Herr werden. Noch ist alles Ubung, doch Stabsobermeister Kupfer fordert schon jetzt höchsten Einsatz.

von den Seestreitkräften der NVA als Geschützmeister übernommen und fährt auf einem modernen MLR-Schiff. Immer ist Kupfer Vorgesetzter, hat Unterstellte, sorgt für Disziplin und Ordnung. Er hat belobigen können und bestrafen müssen. Und doch gesteht er sich, seine Praxis sei damals eine andere gewesen. Ein Vergehen bestrafte er. Natürlich kamen auch damals die Jungens mit besten Vorsätzen an Bord. Aber besaßen sie und er damals schon die Reife von heute? Spukten nicht noch viele alte Vorstellungen in den Köpfen? Oft nahm das Kollektiv aus falsch verstandener Kameradschaft den Schuldigen in Schutz.

Heute sind die gegenseitigen Beziehungen an Bord anders. Alle Matrosen sind im sozialistischen Staat aufgewachsen und erzogen worden. Selbstverständlich behütet sie das nicht vor Widersprüchen mit der Gemeinschaft. Doch muß man diese immer mit der Gewalt einer Strafe lösen? Kann nicht die Autorität des Kollektivs das Verantwortungsgefühl des einzelnen wecken?

Henschel und Hackert geben ihm in den folgenden Wochen die Antwort. Henschel arbeitet noch besser als vorher, trägt den Titel „Bester" zu Recht. Hackert kann sogar vorzeitig in Urlaub fahren. Dem Oberbootsmann ist bewußt: Man muß mit den Menschen arbeiten, nicht nur Befehle geben, sondern auch Bedingungen schaffen, daß sie erfüllt werden können.

◆

Stabsobermeister Kupfer wird an Bord der „Ernst Thälmann" 1968 zum Sekretär der Parteigruppe Artillerieabschnitt und Bootsmannskommando gewählt. Die Situation im Gefechtsabschnitt Artillerie ist heikel. Einige neu eingestellte Matrosen nehmen es mit der Disziplin nicht genau. Sie gewinnen Einfluß auf andere. Die Strafquote liegt hoch.

Gemeinsam mit den verantwortlichen Offlzieren bemüht sich die kleine Parteigruppe um eine Änderung. Die fünf Genossen beschließen, neue Mitglieder zu gewinnen, um die Gruppe zu stärken. Stabsobermeister Kupfer besteht darauf, daß es die besten Matrosen aus dem Abschnitt sein müssen. Doch er weiß, daß sie nicht von selbst kommen werden.



Wer den Weg zum Frisör scheut – bitte, der Oberbootsmann hilft aus der Not.

Zweimal täglich heißt es „Rein Schiff!". Die große Stunde des Oberbootsmannes gilt nicht nur der Sauberkeit, sondern er kontrolliert zugleich die Ordnung und den Farbanstrich. Kleine Mängel werden sofort behoben.



War es ihm nicht ebenso ergangen? 1958 beendete er nach Ablauf seiner Verpflichtung den Dienst in den Seestreitkräften. In seinem Heimatort Senftenberg ging er zur Transportpolizei und blieb dort bis zu seiner Reaktivierung im Jahre 1966. Kupfer wurde Abschnittsbevollmächtigter, leistete gute Arbeit. In den Tagen des 13. August 1961 sicherte er in Westberlin das S-Bahngelände. Mit der Verdienstmedaille der Deutschen Reichsbahn wurde er ausgezeichnet, war angesehen und bekannt unter der Bevölkerung. Er war aber noch immer kein Parteimitglied. Täglich spürte er diesen Widerspruch, stellte aber erst nach seiner Beförderung zum VP-Obermeister den Aufnahmeantrag. Er wollte sich nicht nachsagen lassen, mit seinem Beitritt die Beförderung erwirken zu wollen. Selbst merkte er, daß es zwischen einem für die sozialistische Gesellschaft rege tätigen Menschen und der Partei der Arbeiterklasse keinen Widerspruch gibt.
Nun spricht Kupfer mit dem Obermatrosen Kohlhaff, einem guten Seemann und Artilleristen. Er weiß, Kohlhaff gründete in seinem Dorf einen Jugendklub und leitete ihn bis zu seiner Einberufung. Kohlhaff hat Bedenken. Nicht gegen seinen Eintritt in die Partei, vielmehr erscheint ihm die Situation ungünstig. Wird er als junger Parteigenosse unter den anderen bestehen können? Die Arbeit der Parteimitglieder an Bord und mehrere Aussprachen mit Kupfer überzeugen ihn davon, daß die Zugehörigkeit zur Partei, ihre Autorität ihm noch besser helfen wird, ein vorbildlicher Matrose zu sein.
Kohlhaff wird Kandidat. Er übernimmt bald die Patenschaft über den Matrosen Kynast. Die Gruppe gewinnt weitere gute Matrosen. Ständig arbeiten die Genossen mit den parteilosen Artilleristen. Selbst sind sie Vorbild im Dienst. Sie treten geschlossen gegen die Mängel auf.

Schließlich gelingt es ihnen, gemeinsam mit dem GA-Kommandeur und den Geschützführern, von Monat zu Monat die Ausbildungsergebnisse im Gefechtsabschnitt zu steigern. Die Disziplin und Ordnung festigen sich. Die „Ernst Thälmann" beendet das Ausbildungsjahr 1968 als „Bestes Schiff" der Abteilung. In diesem Ergebnis stecken auch die Leistungen der Artilleristen.

◆

Den Menschen verstehen lernen, das Gute in ihm



suchen, daran anknüpfen – diese Erkenntnis fällt auch Kupfer nicht in den Schoß. 1966 folgt er der Bitte der Partei und erklärt sich bereit, als Berufssoldat in der Volksmarine zu dienen. Viel hat sich in der Flotte in den Jahren seiner Abwesenheit gewandelt. Der langjährige Polizist, gewöhnt, hinter vielen Vergehen eine böswillige Absicht zu finden, ist geneigt, zuerst nur zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden. Es dauert auch für Kupfer eine Weile, bis er die Kraft des Kollektivs erkennt und sie nutzt.

Kupfer begreift: Das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten wird bestimmt durch die gemeinsamen Interessen aller Bürger unserer Republik, versinnbildlicht im sozialistischen Aufbau. Das schmälert nicht die Verantwortung der Vorgesetzten, sondern verpflichtet sie, diese Interessen voll wahrzunehmen. Daß Kupfer so handelt, beweisen die Worte des Stabsmatrosen Wulf:

„Unser Oberbootsmann ist gewissenhaft. Schlechte Arbeit duldet er nicht. Er ist gerecht und erkennt gute Leistungen an. Wir können jederzeit zu ihm kommen. Mir und vielen anderen hat er schon in persönlichen Angelegenheiten geholfen. Er sucht unsere Meinung und berücksichtigt sie."

Die Wandlung wird deutlich: Nicht einer allein bestimmt das Leben an Bord, weder der Kommandant noch der Oberbootsmann, auch wenn nur ihm nach der Vorschrift, wie zu allen Zeiten, das Recht zusteht, bei Ausfall der Signalanlage die Befehle auszupfeifen. Auf der „Ernst Thälmann" löst das gesamte Kollektiv seine Probleme.





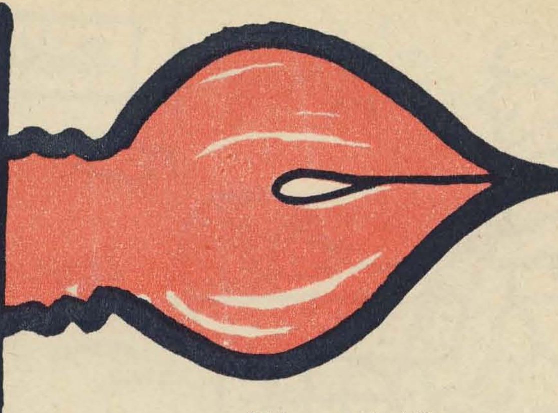
„Wir bilden uns keineswegs ein, daß wir der Nabel aller Dinge sind. Aber wir sind ein Teil der Deutschen Demokratischen Republik, ein Teil ihres Lebens, und zwar kein unwichtiger Teil." Das sagte Generalleutnant Keßler auf der 1. Kulturkonferenz der Parteiorganisationen der Nationalen Volksarmee im Jahre 1959. Auch ein Oberleutnant, Student des Instituts für Literatur „Johannes R. Becher", nahm das Wort. Er hatte einen Diskussionsbeitrag vorbereitet, den er mit einer Stimme hielt, die immer leidenschaftlicher wurde, bis hin zur bekannten Bitterfelder Losung, des brausenden Beifalls gewiß: „... und deshalb gilt auch für den Soldaten: Greif zum Kumpel, Feder!" Wie eine Feder schritt er zum Platz zurück. Er verstand nicht gleich den Grund der allgemeinen Heiterkeit, hatte er doch die ernste Forderung erhoben, die Bewegung schreibender Soldaten nicht dem Selbstlauf zu überlassen! Er hatte recht, mit seinem Versprecher kam außerdem die Kehrseite der Medaille zum Vorschein, denn soll die Feder nicht vom Leben derer, die sie handhaben lernen, schreiben? Also auch vom Leben der Soldaten? Die nachstehenden Episoden sind diesem Zwecke gewidmet. Und wenn sie auch nur einen kleinen Einblick in die Vielfalt kulturellen Bemühens geben, so zeugen sie doch von jenen Veränderungen und Wandlungen, die sich im Verlaufe des zurückliegenden Jahrzehnts vollzogen haben und die wir unter dem Begriff „Bitterfeld" verstehen.

Kinder, Kinder!

Für mich begann der Bitterfelder Weg ein Jahr vorfristig, im Januar 1958. Und sicherlich zeugt das davon, mit welcher Weitsicht die Führung der NVA schon damals Fragen der Landesverteidigung zugleich als Kulturfragen zu behandeln verstand. Ich erhielt eine Einladung, Soldaten zu lehren, wie man Laienspiel, Kabarett und Agitprop macht. Als die Zeit der Wettbewerbe anbrach, studierten wir ein Kabarett- und ein Agitprop-Programm ein. Mit dem Agitprop-Programm erkämpften wir uns die Fahrkarte nach Berlin zu einem Ausscheid. Jetzt packte uns das Wettbewerbsfieber, das Programm mußte unbedingt noch verbessert werden. Die Zeit drängte, nur noch wenige Tage blieben bis Berlin. Da charterten die zehn Genossen mit Hilfe ihrer Prämie kurzentschlossen einen Bus und fuhren zu mir nach Zingst — mit ihren Familien. Siebzehn Personen rollten an, darunter vier Frauen, zwei Kinder und ein Baby im Kinderwagen. Frauen und Kinder wurden in unserem kleinen Häuschen untergebracht, für die zehn Mann war im Nu ein Zelt auf unserer Wiese aufgeschlagen. Während die Frauen sich um die Kocherei kümmerten, waren wir, d. h. die Gruppe, eifrig beim Proben. Eine der jungen Frauen stand kurz vor der Entbindung. Als am letzten Abend ein tolles Gewitter losbrach, stand es mit ihr nicht zum Besten. Wir saßen alle beklommen um das Telefon herum, und die Nummern des Rettungswagens und der Entbindungsstation lagen griffbereit vor uns. Wir waren auf alles gefaßt. Nur mein Mann blieb ruhig: „Kinder, macht euch keine Sorgen, es wird schon alles gut gehen." Es ging auch wirklich gut, und die künftige Mutter kam am anderen Tag sogar gut nach Hause zurück. Drei Tage später erhielt ich aus Berlin ein Tele-



Feder!"



Zeichnungen: Paul Klimpke

gramm: „Erster Platz, Brief folgt – Kinder." Ach du Schreck – jetzt hat sie Zwillinge bekommen – war mein erster Gedanke. Aber dann fiel mir ein, daß wohl doch die Gruppe gemeint war. Und am Abend schon erreichten mich erste Glückwünsche zum Republiksieg unserer „Trommel".

Heidi Guter, Schauspielerin

Was dem Politunterricht recht ist...

Eines Tages kommt ein Soldat mit einem kleinen Gedicht zu mir. „Würden Sie es sich bitte einmal durchlesen?"
Ich lese also. Er erklärt darin, daß es wichtig ist, die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen, weil der Westen eine Grenzprovokation nach der anderen unternimmt. Inhaltlich gefällt mir das Gedicht sehr gut. Ich sage ihm das auch.
„Hören Sie", ergänze ich, „ich werde Ihr Gedicht etwas überarbeiten, damit es keine Fehler mehr hat und noch besser klingt, und dann kommt es an die Wandzeitung."

„In der Zeit, in der der Imperialismus als sein soziales Hinterland eine inhaltsarme, apolitische, stumpfsinnige Konsumentengesellschaft zu schaffen versucht, in der jede geistige Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der Bürger abgetötet und durch die Manipulierung der Massen ersetzt wird, ist die sozialistische Lebensweise, ist ein sinnerfülltes kulturvolles Leben denkender und verantwortlich handelnder Mitglieder unserer Gesellschaft von großer politischer Bedeutung."

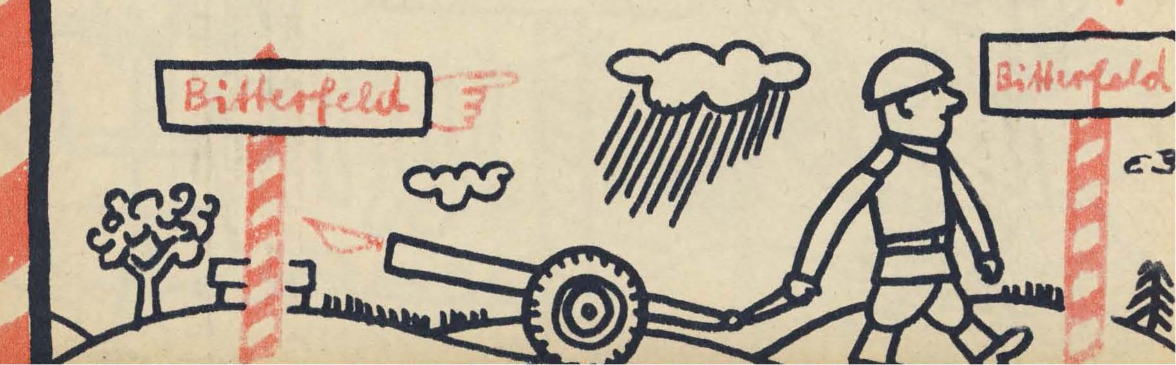
Walter Ulbricht
auf dem 9. Plenum des ZK der SED

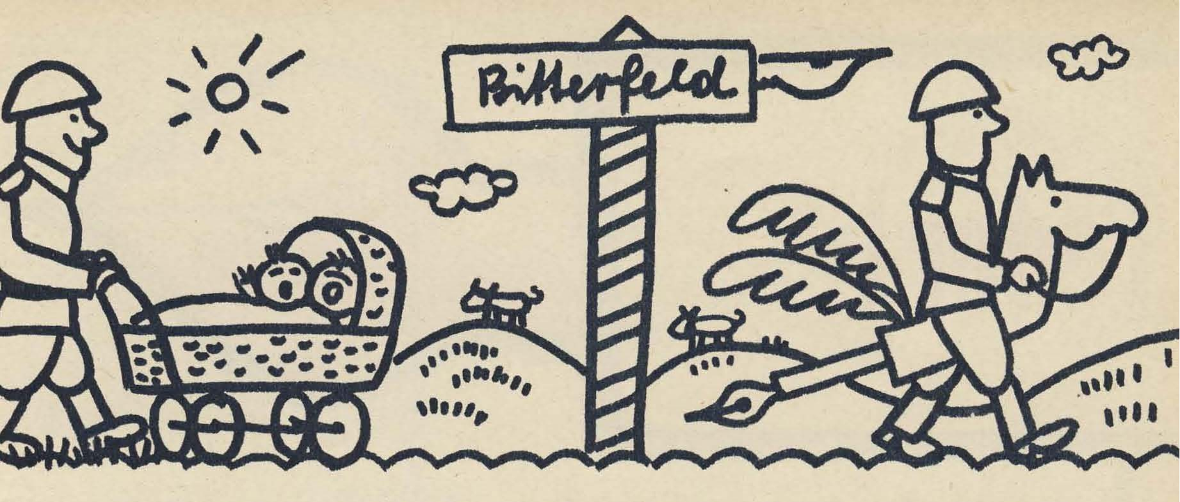
Zu Hause setze ich mich also hin, um das Gedicht zu überarbeiten.
Am nächsten Morgen komme ich in die Batterie und sehe das Gedicht bereits am Wandzeitungsbrett.
„Nanu", sag ich, „Sie haben es ja schon angebracht. Wir wollten es doch noch verbessern." „Nein, nein", verteidigt er sich und seinen Vers, „im Politunterricht sagt man immer, daß wir alle eine eigene Meinung haben sollen, ganz gleich, wie wir sie sagen. Gilt das nicht auch für Gedichte?"

Oberstleutnant Ch. Klötzer

Stoffdruck

Domizil des Zirkels malender Soldaten im Dienstbereich Neubrandenburg war im Jahre 1959 das Armee-Erholungsheim Boitzenburg. Während des Lehrgangs fand in diesem ehemals gräflichen Schloß ein öffentlicher Tanzabend statt. Im Festsaal hatten wir vorher mit Farbe Studien gemacht. Aber das „Reinigungskommando" hatte nach allgemeiner Ansicht gute Arbeit geleistet.
Am Abend erschienen die Mädchen des Ortes in ihren Festkleidern. Kaum waren die ersten Takte der Tanzmusik verklungen, als eine entsetzte Stimme „Oh – mein Kleid!" rief. Nun stand zwar auch „Stoffdruck" in unserem Lehrplan, allerdings nicht in dieser Form.
Unsere Genossen nahmen selbstverständlich an diesem Tanzabend teil, viele aber mit Pinsel, Farbe und Papier, um von dem bunten Treiben Studien zu machen. In ihrem Eifer hatten sie nicht bemerkt, daß ihre Pinselspritzer auch die Umgebung außerhalb des Papiers „mitgestalteten". Hierfür war nun seitens der Dorfschönen durchaus kein Verständnis vorhanden. Deswegen mußte das Kommando ge-





geben werden: „Pinsel und Farbe – weg!" Also trennte man sich davon, wenn auch schweren Herzens. Ganz Unentwegte machten nun mit Bleistift und Papier weiter – bis eine erneute Beschwerde der weiblichen Gäste kam, die besagte, daß die Genossen zum mindesten nach Mitternacht doch endlich tanzen statt zeichnen sollten. Da legten auch die letzten den Bleistift beiseite. Trotzdem darf festgestellt werden, daß die Problematik des Stoffdrucks weiter auf der Tagesordnung stand.
Das schönste Erlebnis für mich, der ich die Arbeitsgemeinschaft nun das zehnte Jahr leite, ist die Bestätigung, daß sich durch unsere Zusammenarbeit Alltag und Feiertag der Genossen durch bewußteres Sehen und tieferes Erleben reicher und gehaltvoller gestalten.

Friedrich Hitz, Maler und Grafiker

Die Arbeitsgemeinschaft wurde für hervorragende Leistungen mit dem Preis für künstlerisches Volksschaffen der DDR und mit dem Kunstpreis des FDGB ausgezeichnet.

Vergeßlichkeit

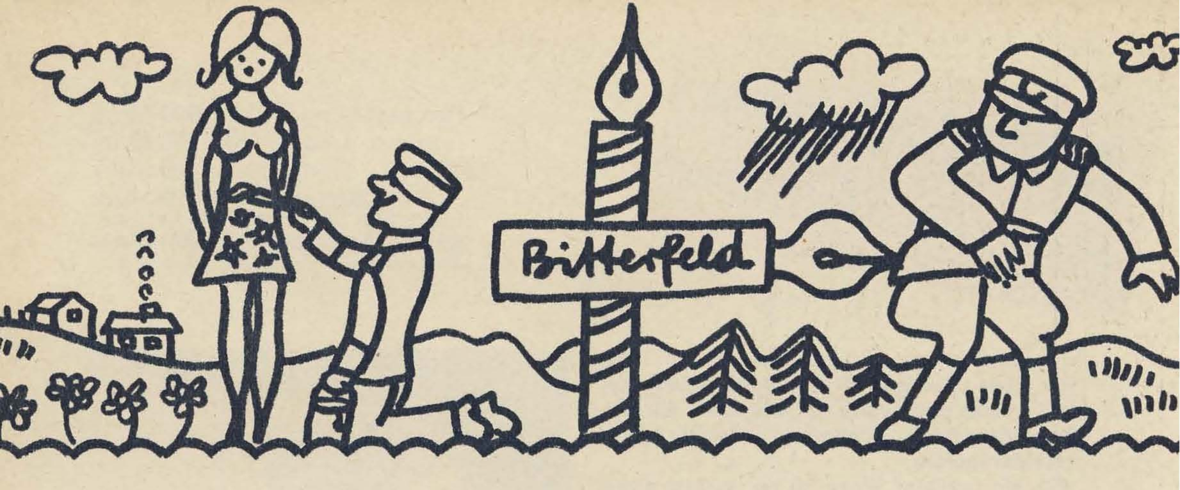
Während eines Ernteeinsatzes erinnerte ein LPG-Vorsitzender den Kommandeur einer Einheit an die Kabarettgruppe, die im Bataillon existierte. Und der Vorsitzende bat den Offizier, die Gruppe für einen Auftritt vor der Dorfbevölkerung zur Verfügung zu stellen. Der Major versprach es und vergaß nicht, seine persönliche Initiative bei der Gründung und Entwicklung des Kabaretts mehrmals zu betonen.
Gleich am anderen Tage machte er sich die Mühe, sich den Leiter der Gruppe vom Politstellvertreter nennen zu lassen. Den Leiter, einen Unteroffizier, befahl er zu sich, um ihm persönlich den Auftrag zu übermitteln. „Das geht nicht, leider", sagte der Unteroffizier, „vor zwei Wochen sind die besten drei Mitglieder der Gruppe abkommandiert worden. Die bau'n jetzt Baracken und Keller für's Sommerlager."
„Das hätten doch genauso gut auch andere machen können!" ärgerte sich der Major, „wer hat denn den Befehl dazu überhaupt unterz..."
„Sie."

Major W. Flegel

Buchwerbung à la Fuchs

Daß der Gebrauch wissenschaftlicher Methoden bei der Leitung kultureller Prozesse sowie die Anwendung modernster technischer Mittel persönliches Handanlegen auch künftig nicht überflüssig machen, bewies Parteisekretär Fuchs, indem er eine verblüffend zuverlässige Methode fand, Bücher auf dem kürzesten Wege an den Leser zu bringen und so seinem Namen alle Ehre machte. Er nahm den Simonow-Roman „Man wird nicht als Soldat geboren" zur Hand und begann daraus vorzulesen. Als er die Spannung der Zuhörer auf dem Höhepunkt glaubte, sagte er: „Sense." Aber die Soldaten waren damit nicht zufrieden und fragten: „Wie geht es weiter mit dem Sinzow?" Da sagte der Parteisekretär: „Das weiß ich nicht, ich kenne das Buch selbst nicht. Aber in der Bibliothek





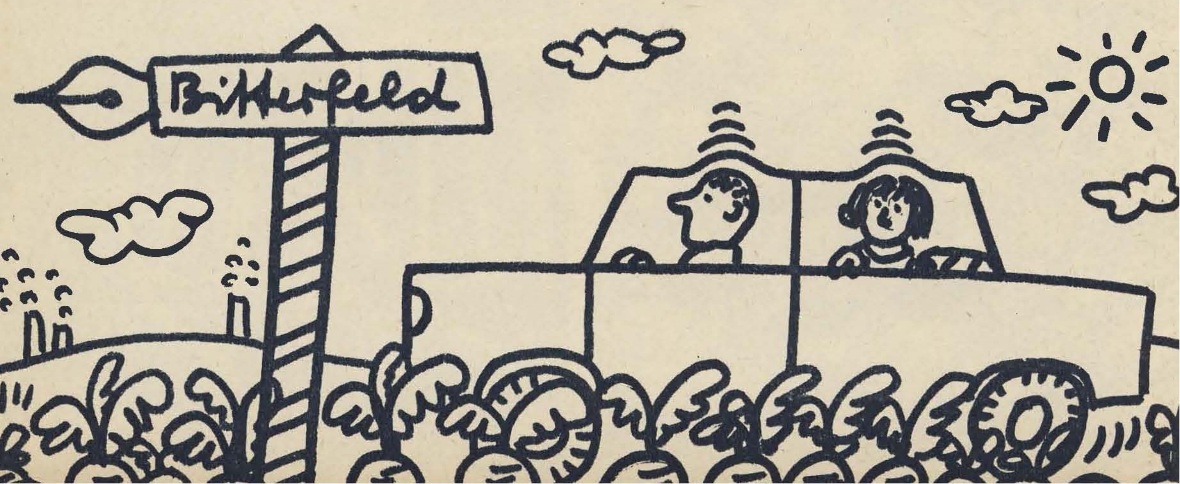
warten zehn darauf, gelesen zu werden." Da freuten sich die Soldaten und auch die Bibliothekarin. *Oberstleutnant Ch. Klötzer*

Der Diskussionsbeitrag

Es war die erste Parteiversammlung der Einheit Reuter zu Kulturfragen. Auch Hauptfeldwebel Berchert war erschienen. Seine Diskussionsbeiträge waren wegen ihrer Treffsicherheit bei allen beliebt, und so erwarteten die Genossen gespannt, was er wohl diesmal zu sagen habe. Indessen, Hauptfeldwebel Berchert schwieg. Auch auf eine bissige Bemerkung des Klubleiters, ob er diesmal „Horchposten" bezogen habe, erwiderte er nur kurz: „Bevor ich mich zu diesem Thema äußere, muß ich mich gründlich mit der Kulturmaterie vertraut machen."
Am übernächsten Morgen bat Hauptfeldwebel Berchert den Klubleiter, am Kompanieappell teilzunehmen. Er ließ seine Einheit antreten und sagte: „Ich habe inzwischen studiert, was unsere Partei über die neue Etappe der Kulturrevolution zu sagen hat. Mir fiel auf, daß sich diese Revolution in voller Übereinstimmung mit den Forderungen unserer Innendienstvorschrift vollzieht; die erste Revolution, für deren Sieg auch tadelloser Haarschnitt und eine saubere Kragenbinde wichtig sind. Betrachten Sie den nun folgenden Bekleidungsappell, zu dem wir den Genossen Klubleiter entgegen allen Gepflogenheiten begrüßen dürfen, als meinen nachträglichen und ersten Diskussionsbeitrag."

Prognoseopfer

Die von einem Kulturoffizier im Kommando der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung fixierte Fahrstrecke zum Stützpunkt bei E. hatte sich als richtig erwiesen. Laut Tachometer verblieben noch zwei Kilometer. Die künstlerische Veranstaltung, zu der die Gesangssolisten Sonja-Vera Korch und Karlheinz Weichert von Nachrichtensoldaten des diensthabenden Systems eingeladen worden waren, und die sich minutiös in den Dienstplan einzuordnen hatte, würde pünktlich beginnen können.
Plötzlich, gerade an jener Stelle, wo nach Meinung des Kulturoffiziers eine „Ia-Betonstraße" beginnen sollte, mündete der Weg in einen mannshohen Schotterhaufen. Dahinter, rechts und links: Runkelrüben. Und sonst gar nichts. Da staunte der Laie, aber der (Auto-) Fachmann gab Gas.
Im Vertrauen auf die Armee und seine eigene Fahrkunst nahm der Sänger mit seinem Wartburg Furche auf Furche. Seine Annahme, daß die Runkeln nichts weiter als eine geschickte Tarnung wären, bestätigte sich nicht, wohl aber erreichte der Unbeirrte nebst der Begleiterin das Ziel seiner Wünsche.
Kommentar der glücklich-verblüfften Soldaten, vom Kompaniechef formuliert: „Was die im Kommando prophezeite Betonbahn angeht, so kommen Sie, liebe Genossen Künstler, drei Jahre zu früh. Daß die Genossen sich an uns erinnern und Sie zu uns auf diesen Acker schicken, ist dagegen allerhöchste Zeit. Herzlich willkommen!" *Major W. Seiffert*



1000,00 Mark
Preisausschreiben

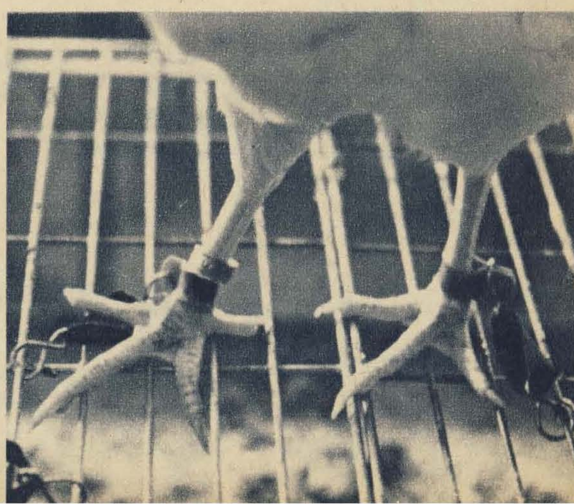
Hauptgewinn		500 Mark
ferner:	4mal	50 Mark
	5mal	20 Mark
	20mal	10 Mark
an 30 Gewinner		1 000 Mark

Die langjährigen AR-Leser werden mich noch von früher kennen. Ich bin Spatz Schlaukopf und wieder einmal wie vor Jahren zur AR zum Reservistendienst einberufen. Diesmal jedoch als Fotoreporter.
Wie, Sie zweifeln? Wenn ich bei meinem Spatzengewicht die umfangreiche fotografische Ausrüstung schleppen könnte, dann würde ein Shabotinski den Berliner Fernsehturm zur Hochstrecke bringen können? Schlaumeier Sie! Erstens bin ich kein Fliegengewicht, und zweitens brauche ich nicht die Tele- und Weitwinkelobjektive unserer Industrie. Ich kann mit meinen Spatzenaugen weitwinklig sehen. Und an der Militärmedizinischen Sektion in Greifswald könnten sie meinen Blick sogar als Mikroskop brauchen. Eine Probe gefällig? Na, was ist das wohl (Bild 1)? Jeder Soldat hat es. Doch Sie sollen noch mehr Stoff zum Rätseln bekommen. Also auf zum großen Reportageflug.
Es beginnt mit einem Ausstellungsbericht. Was Sie da auf Bild 2 sehen, sind natürlich nicht m e i n e Füße. Diese Keulen gehören einem Huhn, das ich in Leipzig auf einer Ausstellung traf. Nein, es war nicht auf der Landwirtschaftsausstellung, jener Musterschau der sozialistischen Landwirtschaft. Auch nicht auf der Mustermesse (MM). Die Ausstellung, die ich meine, ist kleiner und doch größer als die MM und findet dieses Jahr übrigens in Berlin statt. Die jungen Leute hatten da also im Vorjahr natürlich noch viel mehr ausgestellt, sogar jene Dinge, die auf einem kleineren Raum als ein Spatzengehirn viele Schlauköpfe vereinigen, was man Elektronik nennt. Ja, die Jugend kann bei uns ganz hoch hinaus. Doch das angekettete Huhn...



Sind Sie auch ein Schlaukopf?





selbst wenn das Zwischenstück aus Gummi an der Kette genügende Bewegungsfreiheit bieten soll – es wäre ein Hundeleben für mich. Ja, auch wenn sich die dummen Hühner heute massenhaft zum Goldbroiler entwickelt haben – schlauer sind sie nicht geworden.
Mein Flug führte mich dann an einer neuen, schönen Stadt vorbei (Bild 4). Ganz nahebei erhebt sich auch ein Stahlwerk. „Hier wurde unsere metallurgische Basis geschaffen", hörte ich, was ich aber nicht ganz verstand, denn der Boden ist hier auch aus Sand. Jetzt sollen hier noch ein Kaltwalzwerk und eine großartige Fußballmannschaft hinzugekommen sein. Wenn ich als Spatz vom Alex nicht eine Appartementwohnung auf dem Fernsehturm beziehen könnte, würde ich mich hier niederlassen. Denn Kälte macht uns Spatzen nichts aus, und für Fußball hatte ich schon immer was übrig. „Der Vogel hat den Vogel abgeschossen", dieser Satz stammt von mir. Denken Sie aber nun nicht etwa, diese Stadt wäre jene mit dem größten Busbahnhof Europas, Karl-Marx-Stadt nämlich. Weiter südlich der Stadt hatte ich übrigens jene fliegenden Röckchen aufgenommen, weil sie auch von oben recht hübsch aussehen (Bild 3). Im übrigen waren jene Jungen und Mädchen flink wie die Schwalben, auf Richtung bedacht wie die Kraniche, bunt wie die Sittiche, und sie sangen wie die Nachtigallen. Es waren ... so einfach will ich es Ihnen aber nicht machen. Sie gehörten zu jener Nationalität, die erst in unserem Staate gleichberechtigt ihre Kultur entwickeln kann. Und deshalb erlebte ich sie wohl auch als ein lustiges Völkchen, wie wir Spatzen es sind.
Weiter ging es gen Norden. Ich sah das Kombinat in Schwedt, von dem ich vor sechs Jahren in der AR erst ein Modell beschreiben konnte. Über Schwedt war eine ganz normale Luft, es stank nicht so abscheulich wie über Böhlen und Leuna I, wodurch ein Schlaukopf also mit der Nase draufgestoßen wurde, daß in Schwedt die modernste Technik zu Haus ist. Und dann entdeckte ich nicht selten solche Gebäude wie jenes bei Malchin (Bild 5). Wo einst die Windmühlen klapperten, surren heute die Kräne. Nicht mehr ein Stein – ein Kalk, sondern modernste Technik ist auch hier Mode. Das Haus ist übrigens ein Mischfutterwerk. Den Kühen wird das Wasser im Munde zusammen- und die Milch doppelt fett aus dem Euter laufen, denk ich mir. Und das alles in dem Bezirk, der unser größter landwirtschaftlicher Bezirk, aber nicht mehr wie einst ein rückständiges Gebiet ist.
Und dann war Reservist Schlaukopf wieder am Standort. Auf der wiederhergestellten Prachtstraße, die die berühmteste Allee in ganz Deutschland ist, beobachteten Leute von nah und fern gerade den großen Wachaufzug (Bild 6). Auf einer anderen bekannten Straße fielen die letzten Hammerschläge zur großen



Geburtstagsausstellung zum 20. Ich flog hinein und sah mich plötzlich inmitten eines endlosen Spatzenhaufens. Bis ich gewahr wurde, daß an den Wänden des Vorraums lauter Spiegel hingen. Und ein Spiegel ist eben auch jene Ausstellung. Schau hinein, und du wunderst dich über dich selbst, kann ich nur sagen. In dieser Ausstellung entdeckte ich auch die Wohnung eines guten Freundes, und ich ließ es mir nicht nehmen, bei ihm anzuklingeln (Bild 7). Er ist Volkskammerabgeordneter und war einmal durch seine Vorliebe für weiße Tauben bekannt. Er ist ein Kämpfer und war oft Sieger, und „Kämpfer und Sieger" heißt auch die Ausstellung. Fahren Sie doch selbst einmal hin.

Sieger in einem anderen Sinne aber können Sie werden, wenn Sie per Postkarte auf die großen Ws des Journalisten in meinen folgenden Fragen antworten.

Was vergrößerten da meine Mikroskopaugen?

Wie heißt jene Ausstellung, die kleiner und doch größer als die Mustermesse (MM) ist?

Zu welcher Nationalität gehörten die Jungen und Mädchen, die ich beim Tanz so lustig erlebte, wie wir Spatzen es meist sind?

Wie ist diese neue, erste sozialistische Stadt der DDR getauft worden?

Wo (in welchem Bezirk) steht jenes moderne Mischfutterwerk?

Wohin (auf welche Straße) kam die Wachkompanie zum großen Wachaufzug gezogen?

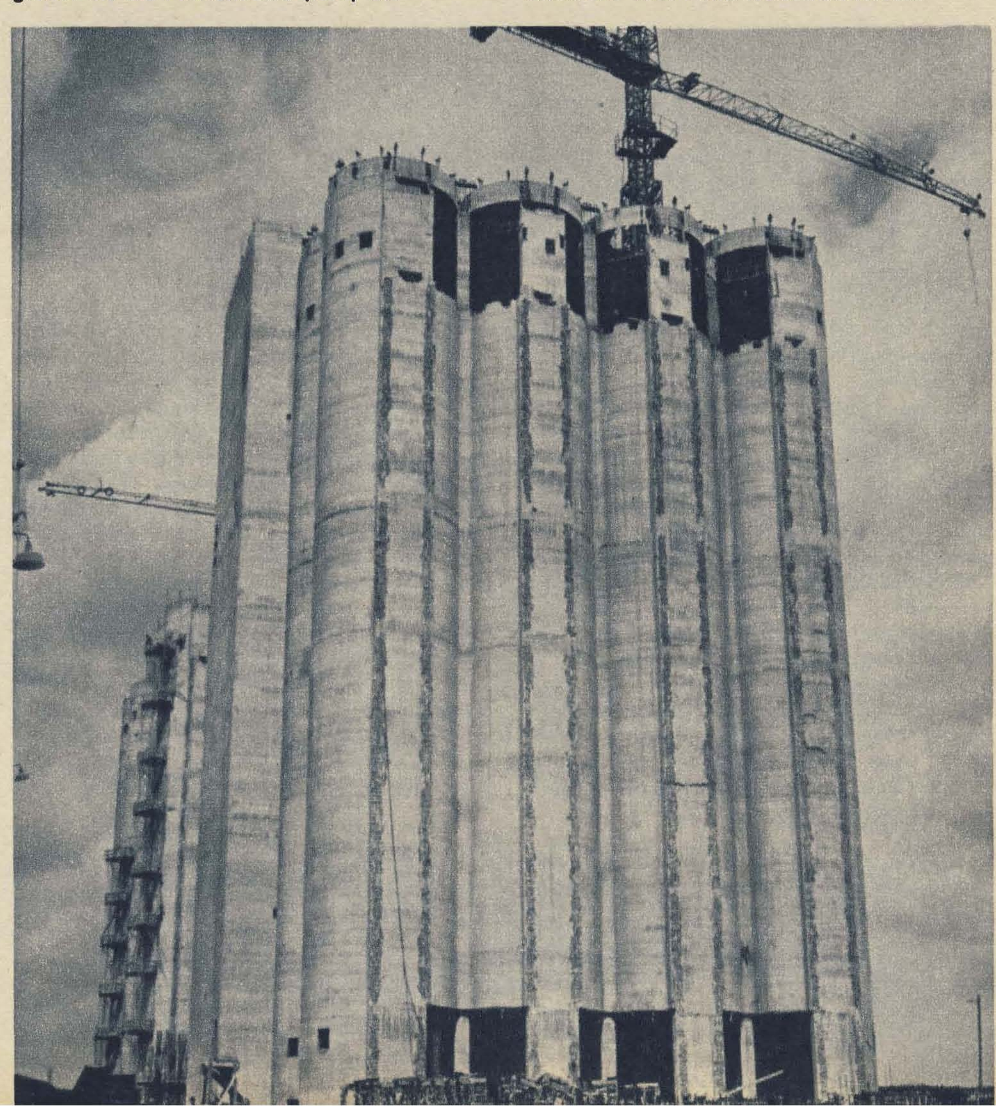
Womit errang dieser Kämpfer seine weltbekannten Siege?

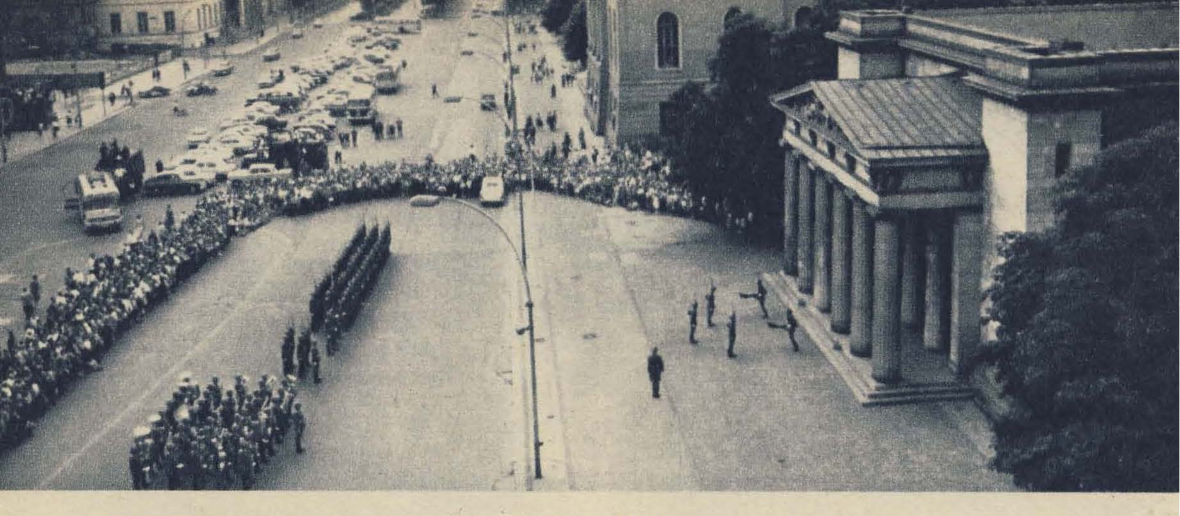
Das Wann aber werde ich Ihnen beantworten. Bis zum 20. 9. 1969 (Datum des Poststempels) müssen Sie Ihre Antworten eingesandt haben.

Sieben Fragen sind es – aber vier Richtige bereits (können) gewinnen.

Die Gewinner werden wie immer unter Ausschluß des Rechtsweges ausgelost.

Kennwort: 1000-Mark-Preisausschreiben.





Auflösung Nr. 5/1969
1000-Mark-Preisausschreiben

An der U-Jagd waren die Schiffe Nr. 1, 3, 5 und 6 beteiligt. Auch der Hubschrauber wird gewertet.

Es gewannen:

500,– Mark:

Uffz. Born, Drewitz.

50,– Mark:

Dieter Schmidt, Neuruppin; Wolfgang Wille, Biederitz; Obermaat H.-J. Ellgoth, Rostock; Elfriede Hesse, Altenburg.

20,– Mark:

Seifert, 112 Berlin; Rainer Krause, Rositz; Soldat F. Weißflog, Züllsdorf; Ob.-Matr. Klaus Wahllcht, Kühlungsborn; Anneliese Bitterlich, Hoyerswerda N.

10,– Mark:

Meister B. Stöckel, Wolgast; Helmut Thurow, Saßnitz; Ofw. K. Kindt, Salzwedel; Renate Schön, Friedland; Uffz. P. Differt, Brandenburg; Christel Apitzsch, Schalense; Soldat Andreé Türpe, Herrnburg; Peter Beck, Senftenberg; Michael Littmann, Plaue; H. J. Köppen, Bug/Rg.; Harry Röber, Rostock; Gunter Wild, Steinheid; Hubert Blawatt, Goßwitz; Elviera Preis, Weimar; Obermaat Hans Joachim Wagner, Peenemünde; Günter Hergt, Jena; Meister H. Köhler, Prerow; Jochen Liebisch, Mockritz; Uwe Ehrhardt, Görlitz; Karl-Heinz Korb, Rüdersdorf.

Die Preise werden auf dem Postwege zugesandt.

BERGADLER

Von AR-Korrespondent

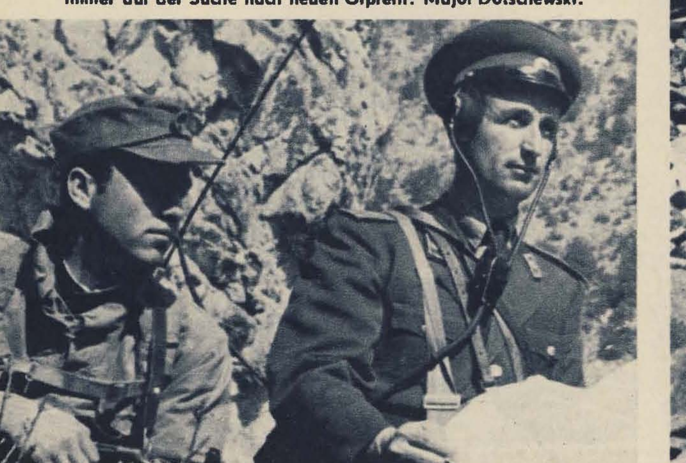
Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia

Nur selten ist es möglich, die Kompanie am Standort zu finden – drunten in der Ebene. Höchstens wenn die neuen Soldaten eintreffen und sicher am 23. September dieses Jahres, wenn die Bulgarische Volksarmee ihren 25. Jahrestag feiert. Aber normalerweise haben die „Neuen“ kaum einen Monat dort in ihren Unterkünften geschlafen, dann kraxeln sie schon im Gebirge umher. Das Gebirge ist ihr Übungsgelände, und Felshöhlen sind ihre Unterrichtsräume. Auch dann, wenn Schnee die Wege verhüllt und der Sturm die Gipfel umtost. Die Männer haben sich rechtzeitig ein Lager mit Lebensmitteln, notwendiger Ausrüstung und dicken Wintersachen eingerichtet. Die Verbindung zu ihrer Einheit halten sie über Funk. Und sollte es doch einmal an irgend etwas mangeln, dann schnallen sich einige von ihnen die Skier unter und gleiten hinab in die Ebene. Jahrhundertelang herrschten in diesem Felsmassiv nur die Bergadler – bis die Kompanie des Majors Dotschewski hierher kam und auch die unzugänglichsten Gipfel eroberte. Genau genommen gehört die Kompanie einem Mot.-Schützen-Truppenteil an – zur Bewältigung spezieller Aufgaben, die der gebirgige Charakter der bulgarischen Landschaft für den Soldaten bereithält. Wer vermag schon steile Berge schnell zu bezwingen und überraschend im Rücken des Gegners aufzutauchen? Oder unbemerkt senkrechte Felswände zu ersteigen, um einen gegnerischen Stab auszuheben? Dazu bedarf es geübter Bergsteiger, die zugleich Meister des Waffenhandwerks sind; solcher Soldaten, wie man sie in der Kompanie Dotschewski findet. Seit drei Jahren halten sie den ersten Platz im sozialistischen Wettbewerb; seit drei Jahren auch war es nicht nötig, irgend einen ernsthaften Disziplinverstoß zu ahnden. Durch einen Befehl des Verteidigungsministers wurden Angehörige der Kompanie mit wertvollen Sachprämien ausgezeichnet. „Ja, jetzt macht es bei uns Spaß“, meint der von der Gebirgssonne braungebrannte Kompaniechef lachend. „Anfangs allerdings gab es harte Auseinandersetzungen.



das Kollektiv war zersplittert, die Disziplin schlecht."
Eine solche Feststellung klingt erstaunlich, wenn man die Kompanie heute sieht; dennoch war es so, wie der Major sagte. Ein gut Teil Schuld trug daran sein Vorgänger. Er war ein hervorragender Alpinist – aber er verstand es nicht, mit Menschen umzugehen. Sein Starrsinn wirkte sich sehr unangenehm auf die Atmosphäre in der Kompanie aus. Besondere Vorkommnisse häuften sich – und zwei davon waren sogar mit dem Verlust von Menschenleben verbunden.
So hatte es Dotschewski zunächst sehr schwer, als er die Kompanie übernahm. Er bemühte sich, das Vertrauen der Zugführer, Unteroffiziere und Soldaten zu erringen, aktivierte die Parteigruppe und die Grundorganisation des Kommunistischen Jugendverbandes. Es gelang ihm mit der Unterstützung anderer Genossen, die Kompanie für einen Wettbewerb gegen Mittelmaß und Gleichgültigkeit zu begeistern – und hatte schließlich gewonnen. Es versteht sich von selbst, daß dazu auch sein vorbildliches Auftreten, sein militärisches Können und eine durchdachte Dienstorganisation beitrugen.
Noch im selben Jahr wurde die Kompanie erstmalig Wettbewerbssieger – und blieb es seitdem. Inzwischen ist sie in der ganzen Bulgarischen Volksarmee bekannt; und man gönnt ihr den Ruhm gern; denn sie, die selbst wie die Bergadler sind, und denen in keiner Hinsicht ein Gipfel zu hoch ist, sie haben sich den Ruhm ehrlich erkämpft.





Immer auf der Suche nach neuen Gipfeln: Major Dotschewski.

...GEGEN JEDEN FEIND

Unser Land hat große Pläne,
und es tragen seine Söhne
das Gewehr, damit kein Feind
des Krieges Fackel mehr
entfacht.
Unserm Land kann nichts
geschehen,
denn wo wir Soldaten stehen,
ist die Grenze seiner Macht.

Hans Krause

Bewaffnete Organe und Landesverteidigung in 20 Jahren DDR

VIII

1966–1967

Berlin, 1. März 1966. Marschmusik in der Straße Unter den Linden. Eine große Menschenmenge drängt sich trotz des widrigen Wetters vor dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus. Zum Großen Wachaufzug marschiert eine Ehrenkompanie der NVA auf. Gemeinsam mit der Bevölkerung und den Waffenbrüdern feiern unsere Armeeangehörigen den 10. Jahrestag der Nationalen Volksarmee. Und dieses militärische Zeremoniell hier in Berlin ist nur eines von vielen an diesem Feiertage. Zehn Jahre NVA, das sind zehn Jahre Dienst an der deutschen Nation. Der NVA größtes Verdienst war es in ihrem ersten Jahrzehnt, an der Seite der Waffenbrüder den sozialistischen Aufbau in der DDR zuverlässig gegen jeden Feind geschützt zu haben.

Doch die politische Entwicklung in Europa lehrt, nicht auf Erfolgen auszuruhen. Der deutsche Imperialismus versucht, mit seiner „neuen Ostpolitik" die DDR von ihren Verbündeten zu isolieren. Demgegenüber dokumentieren u. a. die Bukarester Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses vom Juli 1966 und das Manöver „Moldau" im September 1966: Auch dieses Vorhaben Bonns ist zum Scheitern verurteilt.

Mitte April 1967 tagt in der Werner-Seelenbinder-Halle der VII. Parteitag der SED.



„Wirksamkeit und Ergebnis der klassenmäßigen Erziehung werden vor allem an den Ergebnissen der Gefechtsausbildung gemessen", sagte Genosse Walter Ulbricht auf dem Empfang der Absolventen der Militärakademien am 20. Oktober 1967. Nach dem offiziellen Teil saß man dann in froher Runde zusammen.

Zu Ehren dieses Parteitages haben sich 40 000 Armeeangehörige verpflichtet, das Bestenabzeichen zu erwerben, 8500 Kollektive kämpfen um den Titel „Bestes Kollektiv". Die Masse der Verpflichtungen hat hervorragende Ergebnisse in der Gefechtsausbildung zum Ziel. Viele Armeeangehörige verpflichten sich, die nächsthöhere Qualifikation zu erreichen oder in freiwilligen Arbeitsstunden die Ausbildungsbasis auszubauen. In einem „Manifest an die Bürger der DDR" ruft der Parteitag, nachdem die künftige Entwicklung der DDR vorgezeichnet wird, auf, auch im System der Landesverteidigung ein höheres Niveau zu erreichen: „Die entwickelte sozialistische Gesellschaft braucht die Bereitschaft aller, gemeinsam zu schützen, was gemeinsam geschaffen wurde. Sie braucht eine dem neuesten Stand der Wissenschaft und Technik entsprechende Landesverteidigung."

Nach diesem Parteitag stehen vor der NVA als vordringlichste Aufgabe: die klassenmäßige Erziehung und die Arbeit mit den Menschen zu verbessern, eine wissenschaftlich begründete Leitungstätigkeit und moderne Truppenführung zu erarbeiten und in der NVA anzuwenden sowie die Kader – entsprechend den Bedingungen der Revolution im Militärwesen – weiter zu qualifizieren. Für die gesamte sozialistische Wehrerziehung gilt es, bei allen Bürgern der DDR einen hohen Grad der sozialistischen Wehrmoral und der Bereitschaft zur allseitigen Stärkung der Verteidigungskraft der DDR zu entwickeln.



Nur allzubald liefert die Praxis die Bestätigung hierfür. Als im Juni 1967 einige arabische Staaten von israelischen Aggressionstruppen überfallen werden, gewinnt auch bei den westdeutschen Militaristen die Theorie des „Blitzkrieges" wieder an Bedeutung. Darauf muß sich die Landesverteidigung der DDR einstellen. Deshalb mahnt Genosse Walter Ulbricht in seiner Rede vor den Absolventen der Militärakademien im Oktober 1967: „Ein durch die jüngsten Ereignisse erneut bestätigtes Erfordernis ist die unablässige Stärkung der Wachsamkeit ... Mehr denn je ist durch die jüngsten imperialistischen Aggressionskriege klargeworden: Unsere Streitkräfte werden dem Aggressor nur dann überlegen sein, wenn sie von der ersten Minute an den physischen und psychischen Belastungen des modernen bewaffneten Kampfes voll gewachsen sind."

CHRONIK

1. März 1966
Erstmalig verleiht der Vorsitzende des Staatsrates der DDR anläßlich des 10. Jahrestages der Nationalen Volksarmee den vom Ministerrat gestifteten „Scharnhorst-Orden" und zeichnet damit Armeegeneral Heinz Hoffmann und Admiral Waldemar Verner aus.

20.–27. Juli 1966
In der Ostsee findet ein Manöver von Einheiten der Volksmarine, der Polnischen Seekriegsflotte und der Baltischen Rotbannerflotte statt, an dem sich auch Einheiten der Luftstreitkräfte beteiligen.

19.–22. September 1966
Truppen der ČSSR, der DDR, der UdSSR und der Volksrepublik Ungarn nehmen in der ČSSR am gemeinsamen Manöver „Moldau" teil.

18. Oktober 1966
Boote der Grenztruppen der NVA verhindern auf der Elbe im Abschnitt Lenzen-Dömitz eine Provokation des Bundesgrenzschutzes.

14.–17. November 1966
In Budapest beraten Vertreter der Streitkräfte des Warschauer Vertrages über Fragen der operativen und der Kampfausbildung sowie der Gefechtsbereitschaft.

15. Dezember 1966
Auf der 14. Tagung des ZK der SED entwickelt Walter Ulbricht ein Minimalprogramm zur Entwicklung normaler und sachlicher Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten.

17. bis 22. April 1967
Der VII. Parteitag der SED beschließt die Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus in der DDR.

18. September 1967
Ministerpräsident Willi Stoph sendet an Kiesinger einen Brief mit dem Entwurf eines Vertrages über die Herstellung und Pflege normaler Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten.

29. Oktober 1967
In Berlin, Rostock, Dresden, Erfurt und Magdeburg finden zu Ehren des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution gemeinsame Ehrenparaden von Einheiten der Sowjetarmee und der NVA statt.

31. Oktober 1967
Vor Kommandeuren der NVA zieht Armeegeneral Heinz Hoffmann auf einer Tagung wichtige Schlußfolgerungen aus der israelischen Aggression für die NVA.



Wie alle anderen Teilstreitkräfte der NVA wurde auch die Volksmarine mit zuverlässigen Waffensystemen – auf unserem Bild ein moderner U-Jäger – ausgerüstet.

König Fußball gab den Anstoß

1965 war Feldwebel Dieter Plack in die Reserve versetzt worden. Im Kraftwerk Lübbenau fand er als gelernter Funkmechaniker in der Abteilung Meß- und Regelungstechnik Arbeit sowie in der Betriebsakademie Gelegenheit, sich weiter zu qualifizieren.
Vor drei Jahren nun trug man ihm die Leitung des Reservistenkollektivs seiner Abteilung an. Und Dieter tat, was man selten macht, um die Arbeit mit den Reservisten zu aktivieren: Er gründete zunächst eine Fußballmannschaft, die bald Betriebsmeister wurde. Dann bildeten seine Reservisten einen Schießzirkel, den der Halbrechte leitete, weil er in der NVA die Schützenschnur erworben hatte. Die Reservisten schossen nun nicht mehr nur Tore. Und mit ihnen viele Jugendliche des Werkes, die im Zirkel mitarbeiteten. Doch dessen nicht genug. Dieter Plack fand bei der Werkleitung für ein weiteres Vorhaben Gehör. Mit seinen Reservisten richtete er eine Funkwerkstatt ein, die zu einem Ausbildungszentrum des Kraftwerkes wurde. 14 Reservisten übernahmen hier die vormilitärische Ausbildung der Jugendlichen.
So half König Fußball, die Reservisten um Dieter Plack zu aktivieren.

Andere über uns

Bauarbeiterfunktionär Preben Jell aus Glostrup (Dänemark): „Ich meine, wenn eine Armee in Deutschland den Namen Volksarmee verdient, dann sind es Eure Soldaten."

US-Brigadegeneral a. D. Hugh Bryan Hester nach einem Besuch des Deutschen Armeemuseums: „Ich bin sehr froh, erfahren zu haben, daß es in dieser demokratischen Armee (gemeint ist die NVA) keine Nazis gibt."

„Die Andere Zeitung", Hamburg, 26. 7. 1962: „Der Charakter der Volksarmee wird ... von den ehemaligen KZ-Häftlingen und von den Spanienkämpfern geprägt, der der Bundeswehr von den ehemaligen Generalen und Offizieren der Hitler-Wehrmacht. Aber eben dieser Unterschied, der sich auch darin offenbart, daß an der Spitze der Armee der DDR vorwiegend ehemalige Arbeiter und Bauern stehen, hat den Verfasser der „Dokumentation" (gemeint ist hier die Hetzschrift von Friedrich P. Martin „SED-Funktionäre in Offiziersuniform. Wer befiehlt die ‚Nationale Volksarmee'?", Markus-Verlagsgesellschaft m.b.H., Köln, 1962) in Rage versetzt."

Aus dem „Gästebuch des Deutschen Armeemuseums": „Ich habe mich sehr gefreut über die großartige Entwicklung des deutschen militärischen Geistes ... Ich wünsche von tiefstem Herzen Erfolg und Sieg der Volksbefreiungsbewegung in der ganzen Welt."
Ahmed Amin Mahmud, Staatssekretär im Ministerium des Innern der Republik Irak.

Funkspruch per pedes

Während einer Übung im Jahre 1966 hatte die Funkstation des Stabes des Truppenteils Brix gerade eine neue Stellung bezogen, die Station sende- und empfangsbereit gemacht, als der Chef der Truppenluftabwehr eines höheren Stabes mit seiner Station zum Stab Brix kam und sich 20 Meter seitlich von dessen Funkstation aufstellte. Alsbald kam ein Unteroffizier der Chef-Truppenluftabwehr-Station zur Stab-Brix-Station herüber und bat: „Bitte, nehmen Sie mit uns Funkverbindung auf. Ich soll einen Funkspruch an Sie absetzen." Darauf der Leiter der Funkstation des Truppenteils: „Wo haben Sie denn den Spruch?" – „Hier in der Hand", erwiderte der Unteroffizier und übergab den Spruch. – Was nicht ausschließt, daß Funksprüche in der Regel durch den Äther übermittelt werden.



1977/78 – die „Große Tour?"

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen
Astronautischen Gesellschaft

Die in ihrer Praxis noch so junge Raumfahrtwissenschaft kann auf eine außerordentliche Erfolgsbilanz an kühnen Unternehmen und wissenschaftlichen Beiträgen zur Erforschung des Weltraums, der Erde sowie fremder Himmelskörper zurückblicken. Eine wesentliche Rolle spielte dabei zwangsläufig der Zusammenhang zwischen den Fortschritten der allgemeinen und der speziellen raumflugtechnischen wissenschaftlichen Entwicklung; denn nur in dem Umfang und Tempo, wie sich praktische Lösungswege für die anstehenden Probleme erarbeiten ließen, konnten von Jahr zu Jahr die Bereiche der Raumflugaktivität erweitert und die Forschungsmethoden verfeinert bzw. vertieft werden. Insgesamt gesehen verlief diese Entwicklung jedoch viel stürmischer und vor allem wissenschaftlich ertragreicher, als es am Beginn dieser Epoche selbst die kühnsten Prognostiker vorherzusagen gewagt hätten.

In dem Bemühen, einen systematisch fundierten Weg bei der Suche nach möglichst weit vorausschauenden und umfassenden Lösungen der Raumfahrttechnik zu finden, zeigte sich die sowjetische Programmführung bisher wesentlich umfassender als die Konzeption und Aktivitäten der USA. Raumfahrttechnisch und vom Können der Astronauten gesehen, ist das „Apollo"-Programm eine respektable Leistung. Da aber die USA ihre Mittel für den Vietnamkrieg, für Rüstung und militärische Raumfahrt ausgeben und der wissenschaftlichen Raumfahrt beträchtliche Summen entzogen, dürfte es nach „Apollo" einige Zeit dauern, bis neue Unternehmen verwirklicht werden können. Der schrittweise vertiefende Ausbau raumflugtechnischer Möglichkeiten – verbunden mit den auf breiter Basis zusammengetragenen Erfahrung über die physikalischen Bedingungen im kosmischen Raum oder auf anderen Himmelskörpern – wird letzten Endes allen einseitig forcierten Unternehmen überlegen sein.

Ein allgemeiner Überblick über die Beiträge der Raumflugtechnik zur Weltraumforschung in den vergangenen zwölf Jahren, die wir übrigens fast ausschließlich dem Einsatz unbemannter Raumflugkörper verdanken (!), läßt schon sehr deutlich das Streben der Raumfahrtwissenschaftler nach einer ständigen räumlichen Ausdehnung ihres Betätigungsfeldes einerseits und nach einem Ausbau der im Weltraum gesammelten wissenschaftlichen Ergebnisse andererseits erkennen. So wurden in der Erforschung des erdnahen kosmischen Raumes mit Hunderten von Meß-, Beobachtungs- und anderen Spezialsatelliten bedeutende Erfolge und große Fortschritte erzielt. Allerdings können diese Bemühungen gegenwärtig auch nicht nur angenähert als abgeschlossen betrachtet werden. Im Gegenteil, die sehr komplizierten solar-terrestrischen Vorgänge werden noch für sehr lange Zeit eine ständige wissenschaftliche Arbeit in diesem Gebiet des kosmischen Raumes erforderlich machen.

Über den Bereich der Erdnähe drang man schon bald erfolgreich bei der wisenschaftlichen Erschließung des mondnahen Raumes sowie des Mondes selbst vor. Mit über zwei Dutzend unbemannten Raumflugkörpern, die Meß- und Beobachtungsgeräte in den Nahbereich des Erdtrabanten oder auf seine Oberfläche brachten, konnten in wenigen Jahren weit tiefere Einblicke in die Natur dieses Weltkörpers gewonnen werden, als es der erdgebundenen Astronomie jemals möglich wäre. Ob nun in nächster Zeit mit dem Einsatz von speziellen bemannten Mond-Raumfahrzeugen wesentlich weiter reichende oder sonst nicht zugängliche Forschungswege erschlossen werden können, wird die zukünftige Entwicklung zeigen.

Die ebenso seit einigen Jahren erfolgreich in Angriff genommene direkte Erkundung des interplanetaren Raumes und der beiden Nachbarplaneten der Erde – Venus und Mars – führte mit speziell entwickelten Raum- und Planetensonden sogar schon etliche zehn Millionen Kilometer weit in den Weltraum hinaus. Gerade in der Erforschung anderer Planeten sehen die Wissenschaftler besonders aufschlußreiche Möglichkeiten, um zu grundlegenden Erkenntnissen über die Entstehung und Entwicklung der Erde und nicht zuletzt des irdischen Lebens zu kommen.

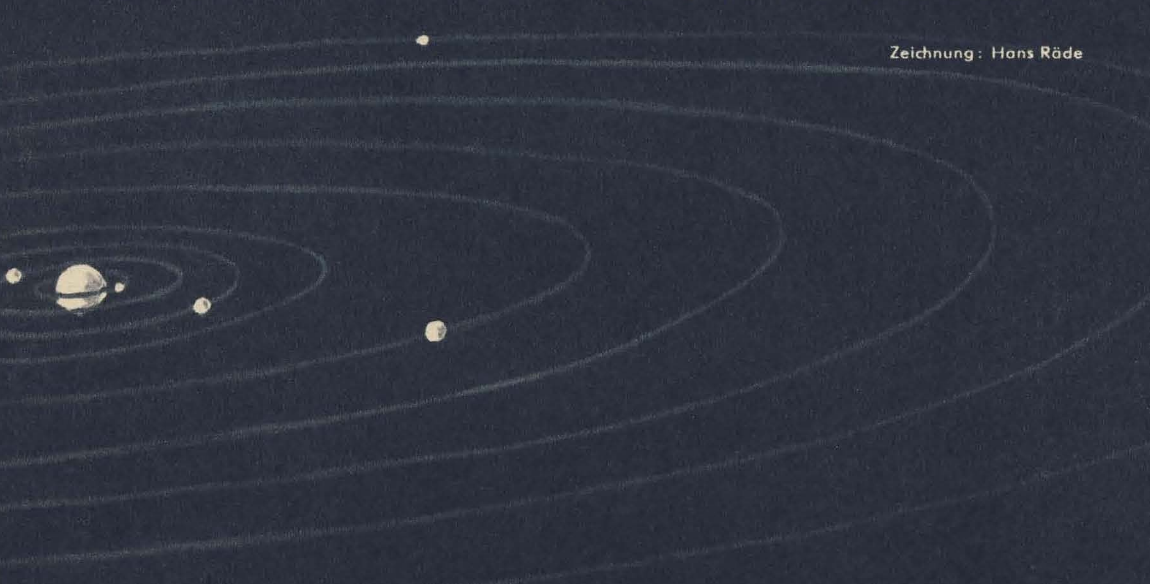
Aus diesem Grunde beschäftigen sich die Raumfahrtspezialisten heute unter anderem auch schon mit Vorarbeiten zu Projekten, die den Vorstoß unbemannter Raumflugkörper zu noch ferneren Planeten zum Ziel haben. Jenseits des

Mars', der in etwa anderthalbfacher Erdentfernung (1,5 Astronomische Einheiten) die Sonne umkreist, folgt bekanntlich die Reihe der in ihrem Aufbau von den sogenannten „erdähnlichen" Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars) völlig verschiedenen und darum für die Wissenschaft besonders interessanten großen „jupiterähnlichen" Planeten (Jupiter, 5,2 AE; Saturn, 9,5 AE; Uranus, 19,2 AE; Neptun 30,1 AE). Wie die Entfernungsskala ahnen läßt, steigern sich allerdings die raumflugtechnischen Erfordernisse für Vorstöße in diese Bereiche zwangsläufig ins Extreme. So werden zunächst die Flugzeiten – bei der konventionellen Antriebstechnik mit thermochemischen Raketentriebwerken – enorm lang. Schon bei einem Vorstoß zum Jupiter wäre ein Raumflugkörper, unter sehr günstigen Annahmen über die verfügbare Antriebsenergie in Abhängigkeit von der für das Flugprogramm erforderlichen Nutzmasse, immerhin noch zwei bis drei Jahre unterwegs, und für Neptun würden schließlich Flugzeiten von zwölf bis vierzehn Jahren resultieren. Stehen bei gleicher Nutzlast wesentlich geringere Antriebsenergien für den Abflug an der Erde zur Verfügung, so kann sich die Flugdauer für ein Unternehmen zum Neptun beispielsweise bis auf vierundzwanzig Jahre erhöhen!

Die aus diesen extrem langen Flugzeiten und den riesigen Entfernungen abzuleitenden speziellen technischen Probleme (Energieversorgung, Systemzuverlässigkeit, Informationsübertragung u. a.), lassen die Ausarbeitung von Einzelheiten für Vorstöße zu den äußeren Planeten des Sonnensystems im Rahmen „normaler" raumflugtechnischer Möglichkeiten kaum sinnvoll erscheinen. Und doch beschäftigen sich die Raumfahrtwissenschaftler, wie verschiedene Verlautbarungen sowjetischer Spezialisten in jüngster Zeit deutlich machten, dennoch recht intensiv mit entsprechenden Projektstudien und -vorbereitungen. Es gibt nämlich, wie man seit einigen Jahren aus mathematischen Untersuchungen weiß, ein bahnmechanisches „Spezialverfahren", mit dessen Hilfe man für den Flug zu einem bestimmten Zielplaneten sowohl beträchtliche Antriebsenergien beim Abflug sparen, als auch recht beachtliche Flugzeitverkürzungen erreichen kann. Der „Trick" besteht darin, das Gravitationsfeld eines anderen Planeten entweder zum Beschleunigen oder zum Abbremsen einer in genau berechnetem Abstand an diesem Planeten vorbeigeführten Raumsonde zu benutzen. Außerdem lassen sich so mit dem „Hilfsplaneten" unter Umständen außerordentlich extreme Bahnänderungen des Raumflugkörpers erzielen.

Wegen seiner gewaltigen Masse (318 Erdmassen) ist der Jupiter für ein solches kosmisches „Katapultverfahren" besonders geeignet. Beispielsweise verkürzt sich, bei gleicher Abfluggeschwindigkeit ab Erdumlaufbahn, die normale Flugzeit einer Neptun-Sonde von 24 Jahren durch eine Jupiter-Passage (Abstand etwa drei Jupiterradien) auf rund acht Jahre. Eine für lange Zeit einmalige Möglichkeit zur perfektesten Ausnutzung dieser Technik bietet nun in den Jahren 1977/78 die Natur selbst an. Durch eine in diesem Zeitraum eintretende günstige Konstellation der Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun könnte man mit einer einzigen Raumsonde diese Planeten in Passageflügen der Reihe nach „abklappern" und damit den Gesamtaufwand äußerst ökonomisch gestalten. Die Flugzeit bis zum Neptun würde etwa zwölf bis dreizehn Jahre betragen. Dieses als die „Große Tour" in die Raumfahrtliteratur eingegangene Konzept wirft allerdings, nicht zuletzt wegen der extremen Anforderungen an die Genauigkeit der Flugführung, in ihrer Schwierigkeit kaum vorstellbare Probleme auf. Dazu gehört in erster Linie auch die Frage der Informationsübermittlung. Wie die sowjetischen Wissenschaftler dazu verlauten ließen, könnte man jedoch von einer bis zu diesem Zeitpunkt hochentwickelten Nachrichtentechnik auf Laserbasis eine Lösung dieser Probleme erhoffen. Unter Umständen könnten dabei Raumstationen in Erdumlaufbahnen als Umsetzer von Laser- auf normalen radiofrequenten Nachrichtenbetrieb dienen.

Zeichnung: Hans Räde





AR-Redakteur Hauptmann Lothar Kitzing sprach in Moskau mit dem zweifachen Helden der Sowjetunion und Chef der Zivilverteidigung der UdSSR, Marschall der Sowjetunion Wassili Iwanowitsch Tschuikow



„AR“: Hochverehrter Genosse Marschall! Die Bevölkerung der DDR kennt Sie sowohl als den Oberkommandierenden der 62. Armee, die zusammen mit anderen sowjetischen Verbänden den Ansturm der 6. faschistischen Armee bei Stalingrad in der Hauptstoßrichtung zerschlug, als auch als Chef der Sowjetischen Militäradministration in Thüringen bzw. als späteren Chef der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland. In Ihre Amtszeit in Deutschland fiel ein wichtiges Ereignis, die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, deren 20. Jahrestag am 7. Oktober 1969 gefeiert wird. Aus diesem Anlaß bitten wir Sie, uns etwas aus diesen Tagen der „Schlüsselübergabe“ am 7. Oktober 1949 zu erzählen. Im Namen der Redaktion danke ich Ihnen sehr herzlich dafür, daß Sie mich empfangen haben.

Marschall Tschuikow: Das ist gern geschehen. Ich habe schon während des Großen Vaterländischen Krieges Begegnungen mit deutschen Antifaschisten gehabt und verstehe die gegenwärtigen ständigen Kontakte zwischen den deutschen und sowjetischen Menschen als einen Ausdruck der engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Völkern. Deshalb freue ich mich, mit Ihnen als Vertreter der Redaktion „Armee-Rundschau“ aus der DDR sprechen und Ihre Fragen beantworten zu können.

„AR“: Genosse Marschall, können Sie uns zunächst einige wichtige Etappen aus Ihrem Leben nennen?

Marschall Tschuikow: Das wichtigste Ereignis war die Große Sozialistische Oktoberrevolution 1917, der Sieg der Leninschen Ideen. Lenin war Kommunist und ein großer Humanist, und ich bin stolz darauf, zu den Menschen zu gehören, die sein Vermächtnis in Ehren erfüllen. Dieser Aufgabe widmete ich mein Leben, und es unterscheidet sich darin nicht von dem anderer sowjetischer Menschen. Auf der Grundlage der Leninschen Prinzipien wußten unsere Soldaten, die den Aggressor schlugen, von den ersten Kriegstagen an, daß wir nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen den Faschismus kämpften. So dachte auch ich, von Anbeginn der harten Kämpfe, an denen ich teilnahm, bis zur siegreichen Erstürmung Berlins.

„AR“: Welche Gefühle beherrschten Sie, und was waren Ihre ersten Eindrücke in der damaligen sowjetischen Besatzungszone?

Schlüsselübergabe



Marschall Tschuikow: Wir wußten, daß uns damals viele Deutsche mit Skepsis begegneten. Ich sage es ehrlich, wir wollten dem deutschen Volk beweisen, daß wir nicht als Okkupanten, sondern als Befreierarmee gekommen waren. Ich erinnere mich, wie unsere Soldaten ihre Verpflegung mit den Deutschen, mit Kindern, Frauen und Greisen teilten. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich auch an eine Episode im Sommer 1945.

An diesem Tag weilte ich in Weimar zusammen mit Soldaten an der Gruft Schillers und Goethes und legte Kränze nieder. Die zunächst in geringer Zahl anwesenden Deutschen staunten darüber, daß ein Armeegeneral zusammen mit Soldaten ging. In Windeseile sprach es sich herum, und in weniger als einer halben Stunde waren auf unserem weiteren Rundgang aus den zehn Schaulustigen bald hundert geworden. Zuletzt begleiteten uns über tausend Personen. Das Resultat war schließlich eine Kundgebung der Freundschaft zwischen deutschen und sowjetischen Menschen, eine Manifestation des Humanismus und Antifaschismus. Die deutschen Teilnehmer dieses Treffens sahen wir als die Vertreter eines neuen, eines demokratischen Deutschland an, und die Deutschen sahen in uns ihre Freunde.

Ein anderes Mal, es war in Jena, habe ich als Chef der SMAD in Thüringen an der ersten Wiedereröffnung einer deutschen Universität teilgenommen. Ich ging gemeinsam mit deutschen Professoren und Vertretern der demokratischen Öffentlichkeit an der Spitze eines großen Demonstrationszuges. Fast alle Einwohner Jenas säumten die Straßen und waren in festlicher Stimmung, denn die Universität spielt im Leben dieser Stadt seit Jahrhunderten eine große Rolle. Ich selbst nahm in der Aula der Universität das Wort, und alle begriffen dieses Ereignis als einen Ausdruck der humanistischen Politik der Sowjetunion, die an einer Blüte der Wissenschaft in einem friedlichen und demokratischen Deutschland interessiert ist.

Das wird auch klar, wenn wir das Verhalten der Soldaten und Offiziere der Sowjetarmee bzw. der Vertreter der SMAD vergleichen mit den Handlungen der Angehörigen der westlichen Besatzungsmächte in jenen Tagen. Die USA sahen in ihrer Administration vorwiegend eine Organisation, die in den Betrieben nach Patenten und in den Banken nach Gold suchte. Wir dagegen fühlten uns als die Vollstrecker der Weisungen unserer Partei und Regierung und suchten Freundschaft; Freundschaft mit dem deutschen Volk, mit dem Volk Goethes, Schillers, Marx', Engels', Liebknechts, Thälmanns und anderer Größen. Und wir haben diese Freundschaft gefunden.

„AR“: Welche unmittelbare Hilfe konnte unter Ihrer Mitwirkung der deutschen Bevölkerung vor und nach Gründung der Deutschen Demokratischen Republik gegeben werden?

Marschall Tschuikow: Wir taten alles Nötige, die Schäden des Krieges beseitigen zu helfen. Aus den Beständen der Armee gaben wir Kraft-

stoff, Ersatzteile und Maschinen, um die deutsche Industrie zu unterstützen bzw. um der Landwirtschaft zu helfen. Unser Ziel war die exakte Erfüllung des Potsdamer Abkommens der vier Großmächte aus dem Jahre 1945; die westlichen Besatzungsmächte dagegen erhoben von Anfang an die Verletzung und Umgehung der Potsdamer Beschlüsse zum Prinzip ihrer Deutschlandpolitik.

Im Herbst 1946 wurde ich nach Berlin berufen und war dort zunächst als Stellvertreter und dann als Chef der SMAD tätig. Heute kann ich offen sagen, daß wir den größten Teil unserer Zeit dafür verwandten, um mit der deutschen Bevölkerung und für ihr Wohlergehen zu arbeiten. Es war nötig, Lebensmittellieferungen zu organisieren, den Wiederaufbau der Wirtschaft zu beschleunigen und das Leben schneller zu normalisieren. Auch kämpften wir für die Erfüllung der Potsdamer Beschlüsse in bezug auf die Einheit Deutschlands. Die Westmächte dagegen betrieben die Zerstückelung, die Teilung Deutschlands. Sie gründeten zuerst die Bizone, dann die Trizone, führten dann in den von ihnen besetzten Teilen Deutschlands eine Separatwährung ein und überschwemmten Berlin und den östlichen Teil Deutschlands mit Spekulanten, Spionen und Diversanten.

„AR“: Welche Ereignisse gingen der „Schlüsselübergabe“ vom 7. 10. 1949 unmittelbar voraus? Wie verlief sie aus Ihrer Sicht?

Marschall Tschuikow: Wir versuchten alles, um die Teilung des Landes zu verhindern. Ich nahm persönlich teil an der Pariser Konferenz im Mai 1949, die fast einen Monat dauerte. Aber alle unsere Vorschläge hinsichtlich der Einhaltung und Ausführung des Potsdamer Abkommens wurden bedingungslos abgelehnt, und wir mußten mit leeren Händen nach Berlin zurückkehren. Am 20. September 1949 konstituierte sich die westdeutsche Separatregierung unter Konrad Adenauer. Zu dieser Zeit schlugen die Vertreter des antifaschistisch-demokratischen Blocks vor, gestützt auf die Volkskongreßbewegung als Antwort auf die Aktion der Westmächte die Bildung einer Regierung der Arbeiter und Bauern im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands zu verkünden. Die Sowjetregierung war einverstanden, und am 11. Oktober 1949 wählten die Vertreter des Volkes als ersten Präsidenten des neuen Staates den Genossen Wilhelm Pieck. Am 12. Oktober wurden der Welt die neue DDR-Regierung mit Otto Grotewohl als Ministerpräsidenten sowie Johannes Dieckmann als Volkskammerpräsident vorgestellt. Unsere Militärverwaltung wurde zur Sowjetischen Kontrollkommission umgebildet.

„AR“: Wie verlief die Übergabe?

Marschall Tschuikow: In Karlshorst, wo wenige Jahre zuvor die Faschisten ihre Kapitulation unterschreiben mußten, erfolgte die Übergabe der Regierungsgeschäfte an die Provisorische Regierung der DDR. Durch die eine Tür des Saales traten die festlich gekleideten Angehörigen der Regierung der DDR, von der Tür am anderen Ende kamen ich als Chef der SMAD mit meinem Politischen Berater Semjonow und anderen Genossen des Stabes in Paradeuniform. Wir standen uns gegenüber.

Ich verlas das Dokument der Sowjetregierung über die Übergabe der Regierungsgeschäfte und übergab es dann dem Genossen Otto Grotewohl. Wir waren alle sehr bewegt und feierlich gestimmt. Als die „Schlüsselübergabe“ vollzogen war, fuhren wir gemeinsam durch die Straßen, und die festlich gestimmten Berliner winkten mit Händen und Hüten und riefen „Freundschaft!“. Das war für uns Sowjetmenschen ein großes und freudiges Ereignis. Wir sahen darin den Beweis, daß wir nicht vergeblich gekämpft und nicht umsonst Schweres durchgemacht hatten. Es machte uns froh, daß wir auf den Gesichtern der Deutschen soviel Freude sahen.

„AR“: Welche Aufgaben hatte die Sowjetische Kontrollkommission, und wie drückte sich das gegenseitige Vertrauen zwischen der SKK und der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Partei aus?

Marschall Tschuikow: Die SKK stand dem neuen deutschen Staat und seiner Regierung mit Rat und Tat zur Seite. Ich erinnere mich sehr gut an diese Zeit. Tage- und nächtelang haben wir mit den deutschen Genossen zusammengesessen und darüber diskutiert, wie man die zukünftige friedliche Entwicklung Deutschlands organisieren und das Leben des Volkes verbessern kann. Ich traf mich unzählige Male mit Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht, Otto Grotewohl, mit dem hervorragenden Wirtschaftsexperten Heinrich Rau, mit dem Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission Bruno Leuschner sowie mit den Vorsitzenden der antifaschistisch-demokratischen Parteien wie Dr. Hans Loch von der LDPD, Dr. Otto Nuschke von der CDU, Dr. Lothar Bolz von der NDPD und mit vielen anderen. Im Geiste echter brüderlicher Zusammenarbeit und Partnerschaft wurden auch die beiderseitig interessierenden Probleme und Fragen besprochen und geklärt.

„AR“: Was beeindruckte Sie am meisten in der Entwicklung der DDR seit ihrer Gründung bis heute?

Marschall Tschuikow: Für mich war die Gründung der DDR der Höhepunkt einer Entwicklung, die am 21. und 22. April 1946 auf dem Vereinigungsparteitag der SPD und KPD begonnen hatte, wo sich der deutsche Kommunist Wilhelm Pieck und der Sozialdemokrat Otto Grotewohl die Hände reichten. Seit dieser Zeit führt die SED die deutsche Arbeiterklasse und das Volk. Das ist meiner Meinung nach das wichtigste Ereignis in der Geschichte des deutschen Volkes. Bis zur Gründung der DDR und auch nachher ist nicht alles glatt gegangen.



Viele Hindernisse mußten überwunden werden. Viele Störungen gingen von den Westmächten und vom Westen Deutschlands aus, um die Wirtschaft der DDR zu schädigen und die fortschrittliche Entwicklung aufzuhalten. Aber diese Blockade blieb letztlich ohne Erfolg. Die DDR begann zu blühen, ihre Wirtschaft ist stark geworden, der Lebensstandard des Volkes ist hoch und wächst weiter, und es wuchs und festigte sich unsere Freundschaft.

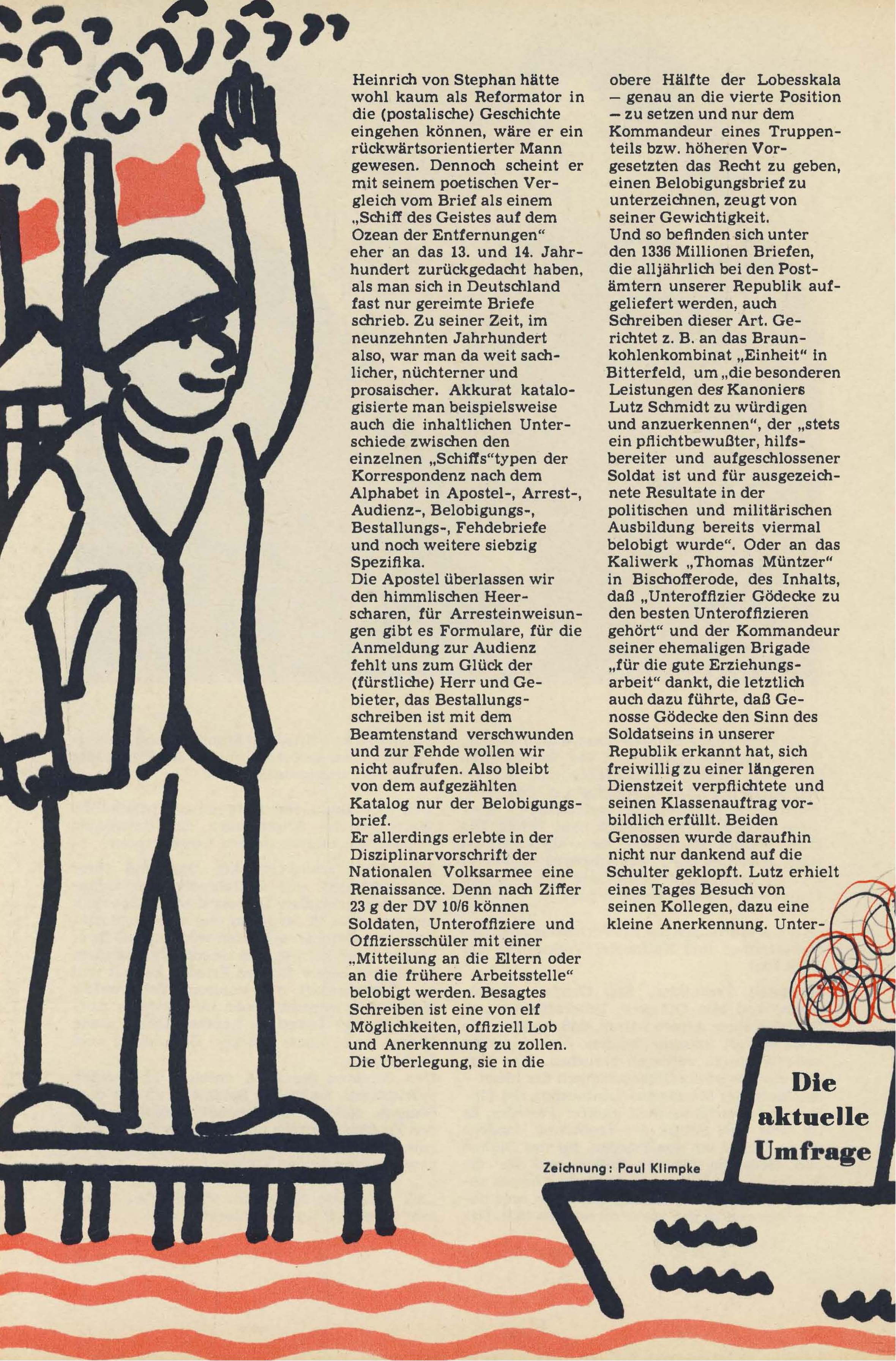
„AR": Wie schätzen Sie das Verhältnis zwischen Sowjetarmee und Nationaler Volksarmee der DDR ein?

Marschall Tschuikow: Sie, Genosse Hauptmann, und alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten Ihrer Armee wissen, daß wir über die Freundschaft unserer beiden Armeen nicht viele Worte zu verlieren brauchen. Was vereint uns? Es ist die Gemeinsamkeit der Ideen – der Ideen des Marxismus-Leninismus, die Einheit und Geschlossenheit unserer Parteien. Es ist nicht eine Politik der Eroberung, sondern unser Kampf um den Frieden, für das Blühen und Gedeihen unserer Völker und für die Festigung der militärischen Macht unseres sozialistischen Bruderbundes. Das ist es, was unsere Armeen so eng zusammenstehen läßt. Das macht uns zu politischen Freunden und Kampfgenossen und verbindet uns als Klassenbrüder und Gesinnungsgenossen.

„AR": Möchten Sie bitte einige persönliche Worte an die Angehörigen der Nationalen Volksarmee und an unsere Leser richten?

Marschall Tschuikow: Am Vorabend Ihrer Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik und vor dem 52. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wünsche ich Ihrer ganzen Bevölkerung, daß sie mit eben solchem Erfolg wie bisher für den Frieden kämpft und die Freundschaft mit unserem Volk weiter festigt. Ich wünsche Ihnen ein weiteres Aufblühen Ihrer Industrie, Landwirtschaft sowie Kultur und jedem Bürger Gesundheit und Wohlergehen.
Den Soldaten der NVA entbiete ich meinen aufrichtigen, herzlichen Soldatengruß mit dem Wunsch, daß wir als Freunde gemeinsam für den Frieden kämpfen und ein fester Schild sind zum Schutz der Errungenschaften und Interessen unserer beiden Völker.

„AR": Genosse Marschall, wir danken Ihnen sehr herzlich für dieses Interview.



Heinrich von Stephan hätte wohl kaum als Reformator in die (postalische) Geschichte eingehen können, wäre er ein rückwärtsorientierter Mann gewesen. Dennoch scheint er mit seinem poetischen Vergleich vom Brief als einem „Schiff des Geistes auf dem Ozean der Entfernungen" eher an das 13. und 14. Jahrhundert zurückgedacht haben, als man sich in Deutschland fast nur gereimte Briefe schrieb. Zu seiner Zeit, im neunzehnten Jahrhundert also, war man da weit sachlicher, nüchterner und prosaischer. Akkurat katalogisierte man beispielsweise auch die inhaltlichen Unterschiede zwischen den einzelnen „Schiffs"typen der Korrespondenz nach dem Alphabet in Apostel-, Arrest-, Audienz-, Belobigungs-, Bestallungs-, Fehdebriefe und noch weitere siebzig Spezifika.

Die Apostel überlassen wir den himmlischen Heerscharen, für Arresteinweisungen gibt es Formulare, für die Anmeldung zur Audienz fehlt uns zum Glück der (fürstliche) Herr und Gebieter, das Bestallungsschreiben ist mit dem Beamtenstand verschwunden und zur Fehde wollen wir nicht aufrufen. Also bleibt von dem aufgezählten Katalog nur der Belobigungsbrief.

Er allerdings erlebte in der Disziplinarvorschrift der Nationalen Volksarmee eine Renaissance. Denn nach Ziffer 23 g der DV 10/6 können Soldaten, Unteroffiziere und Offiziersschüler mit einer „Mitteilung an die Eltern oder an die frühere Arbeitsstelle" belobigt werden. Besagtes Schreiben ist eine von elf Möglichkeiten, offiziell Lob und Anerkennung zu zollen. Die Überlegung, sie in die obere Hälfte der Lobesskala – genau an die vierte Position – zu setzen und nur dem Kommandeur eines Truppenteils bzw. höheren Vorgesetzten das Recht zu geben, einen Belobigungsbrief zu unterzeichnen, zeugt von seiner Gewichtigkeit.

Und so befinden sich unter den 1336 Millionen Briefen, die alljährlich bei den Postämtern unserer Republik aufgeliefert werden, auch Schreiben dieser Art. Gerichtet z. B. an das Braunkohlenkombinat „Einheit" in Bitterfeld, um „die besonderen Leistungen des Kanoniers Lutz Schmidt zu würdigen und anzuerkennen", der „stets ein pflichtbewußter, hilfsbereiter und aufgeschlossener Soldat ist und für ausgezeichnete Resultate in der politischen und militärischen Ausbildung bereits viermal belobigt wurde". Oder an das Kaliwerk „Thomas Müntzer" in Bischofferode, des Inhalts, daß „Unteroffizier Gödecke zu den besten Unteroffizieren gehört" und der Kommandeur seiner ehemaligen Brigade „für die gute Erziehungsarbeit" dankt, die letztlich auch dazu führte, daß Genosse Gödecke den Sinn des Soldatseins in unserer Republik erkannt hat, sich freiwillig zu einer längeren Dienstzeit verpflichtete und seinen Klassenauftrag vorbildlich erfüllt. Beiden Genossen wurde daraufhin nicht nur dankend auf die Schulter geklopft. Lutz erhielt eines Tages Besuch von seinen Kollegen, dazu eine kleine Anerkennung. Unter-

Zeichnung: Paul Klimpke

offizier Gödecke bekam gleichfalls Antwort und fand den Brief in der Betriebszeitung wieder.
Was aber ist nun den Soldaten das Brief-Lob an Eltern oder Betrieb wert?
Stabsfeldwebel Herbert Hinsdorf setzt sich elegant darüber hinweg: „Am ansprechendsten ist Sonderurlaub!" Matrose Rainer Tressin assistiert ihm: „Zusätzlicher Landgang und Urlaub sind das einzige, was mich reizt." Unterfeldwebel Hans-Dieter Thom denkt offensichtlich etwas weiter: „Eine Prämie, Ausgang, Sonderurlaub oder Geld sind bald vergessen. Deshalb ziehe ich einen Belobigungsbrief vor." Kanonier Heinz Finkelmeyer versetzt sich in die Lage seiner Brigade-Kollegen: „Sie wären sehr stolz auf solches Schreiben. Sie würden mir antworten und auch eine kleine Aufmerksamkeit mitschicken. Immerhin kämpfen sie schon das zweite Mal um den Staatstitel." Dem Unteroffiziersschüler Hans-Werner Mortag wäre es „sehr angenehm, wenn meine Eltern oder der Betrieb von meinen Bemühungen um gute Ausbildungsleistungen erfahren würden. Wenn man zurückkommt, möchte man doch sagen könen, daß man seinen Dienst gut gemacht hat. Der Brief unterstreicht das."
Unteroffizier(in) Barbara Weller pflichtet ihm bei: „Wer möchte sich schon vor seinen Arbeitskollegen blamieren?"
Kaum einer, zumal ich aus früheren Untersuchungen weiß, daß 79 % aller Soldaten sich weiterhin mit ihrem Betrieb verbunden fühlen und Kontakt zu den Kollegen haben – wie Unteroffiziersschüler Günter Bittner: „Und sicher wären meine Kollegen ebenso stolz auf einen anerkennenden Brief wie ich. Auch meine Eltern würden sich freuen. Mein Vater würde sagen: ‚Junge, mach weiter so!' Der Belobigungsbrief wäre mir ein Ansporn zu noch besseren Leistungen."
Über die engere Aufgabe des Lobes für einen einzelnen Genossen hinaus scheint mir das Brief-Lob zudem auch im weiteren Sinne ein Teil jener im sozialistischen Staat geborenen gesellschaftlichen Praxis zu sein, voreinander Rechenschaft abzulegen, was jeder in seinem speziellen Verantwortungsbereich tut für das Ganze – mit welcher Intensität und mit welchem Erfolg. Denn: Jeder trägt Verantwortung für das Ganze.
Ausgehend davon möchte Brigadier Kurt Wieploch von den Leuna-Werken „wissen, was unsere Kollegen



während ihres Dienstes in der NVA machen; da ist es gut, wenn die Kommandeure uns brieflich informieren." Auch das Arbeitskollektiv von Harry Ortwein „freut sich sehr, wenn ein Kommandeur schreibt, daß einer unserer Kollegen in der NVA Höchstleistungen vollbringt".
Meister Otto Krusche aus Gotha blickt schon auf praktische Erfahrungen zurück: „Ich habe aus meinem Meisterbereich drei Kollegen, die gegenwärtig als Soldat dienen. Über Heinz Brase, der am 1. Mai Gefreiter geworden ist, haben wir einen Brief gekriegt. Daraus ersehen wir, daß er zu den Schrittmachern gehört — wie auch schon bei uns im Betrieb. Dem Kollegen Schumann, der jetzt eingezogen wurde, haben wir eine Kopie des Schreibens nachgeschickt und ihm gesagt: So mußt Du Deinen Dienst auch machen, das erwarten wir von Dir. Nimm Dir an dem Heinz ein Beispiel!"
Resümierend sei also festgehalten: Brieflich gelobt zu werden, erscheint den meisten Soldaten als erstrebenswerte Form der Anerkennung. Und auch in den Arbeitskollektiven ist die Freude über solcherart Posteingang groß. Doch wie oft geschieht es, daß die Ziffer 23 g der DV 10/6 angewandt wird?
AR recherchierte, daß 1968 von 3484 Genossen verschiedener Truppenteile nur jeder 49. Soldat und Unteroffizier dergestalt gelobt wurde. Das Kuriose dabei ist jedoch, daß eben diese Dreitausendvierhundertvierundachtzig im gleichen Zeitraum 2918 andere Belobigungen erhielten! Ähnliche Resultate ergab eine Befragung von 78 Reservisten. Nur vier von ihnen wurden während ihrer Dienstzeit mit einem Brief an Eltern oder Betrieb ausgezeichnet. Haben die anderen vierundsiebzig demnach ihre Sache so schlecht gemacht? Eben nicht. Denn ihre Personalunterlagen weisen aus, daß 9% mehr als zehnmal, 12% mehr als siebenmal, 34% mehr als fünfmal belobigt wurden. Die Betriebe allerdings waren bis zu ihrer Rückkehr offiziell nicht darüber informiert worden.
Woran aber liegt's, daß diese „Schiffe des Geistes" nicht nur sehr spärlich vom Stapel gelassen, sondern nach einem unerklärlichen Sparprogramm oft gar nicht erst „gebaut" werden?
Unteroffiziersschüler Jürgen Löffler führt es darauf zurück, daß manche Vorgesetzten „anscheinend nicht viel davon halten", Unterleutnant Klaus Künzel auf „die Schreibfaulheit" und Major Fritz Weickmann-Brenz auf „die Überlastung und den Zeitmangel etlicher Kommandeure".
Oberstleutnant (Ing.) Heinz Ebert sieht eine Ursache darin, daß das „Abfassen eines Belobigungsbriefes mit einem ungleich höheren Arbeitsaufwand verbunden ist als etwa die Unterschrift unter einen Befehl über Sonderurlaub oder längeren Ausgang". Die hier zur Debatte stehende Lobesart „zwingt nämlich den Vorgesetzten, sich intensiv mit der Entwicklung des betreffenden Genossen zu befassen". Das leuchtet ein. Schließlich soll das Schreiben ja nicht nur die Ausbildungserfolge aufzählen, sondern auch eine bestimmte Charakteristik geben. Und eben das schriftlich niederzulegen, erfordert Gedankenarbeit, und es setzt voraus, daß der Vorgesetzte seine Soldaten gut kennt, sie fundiert einzuschätzen und zu beurteilen vermag. Also macht's schon einige Mühe, ein briefliches Lob abzufassen. Vielerorten obliegt — wie fünfzehn von ihnen bestätigen — diese Aufgabe den Kompanieoffizieren, die in der Regel jene Belobigungsart und ihre inhaltliche Konzeption dem Kommandeur des Truppenteils vorschlagen.
Doch mir scheint, es ist weder die „Mühe", die der Entwurf eines solchen Briefs macht, noch die „Schreibfaulheit" oder der „Zeitmangel", die den Belobigungspostsack recht schmalbrüstig machen. Ich meine, die wunde Stelle liegt dort, wo sie Stabsfeldwebel Karl Heinz Lutze sieht: „Noch nicht alle Vorgesetzten haben den hohen Wert dieser Belobigungsart erkannt."
Und kummervoll stimmt ihm BGL-Vorsitzender Lothar Kummer zu: „Ich glaube, manche Kommandeure vergeben sich da eines wichtigen Erziehungsmittels. Aus Erfahrung weiß ich: Es ist nicht nur der Sonderurlaub, der ‚zieht'!" Womit er ausspricht, was bereits im ersten Teil dieser Umfrage sichtbar wurde ...
„Mit einer Belobigung", faßt Admiral Waldemar Verner zusammen, „werden sinnvolle Initiative, Fleiß, gute Taten und außergewöhnliche Erfolge im Dienst anerkannt und gewürdigt. Dabei ist es notwendig, daß die Vorgesetzten das Erziehungsmittel Lob stets richtig in ihre gesamte erzieherische Arbeit einordnen. Dort, wo das militärische Ehr- und Pflichtgefühl allseitig entwickelt wird, wo die Vorgesetzten die unterschiedlichen Leistungen der Soldaten richtig und gerecht beurteilen, wo sie mit viel Umsicht und Überlegung abwägen, wessen Leistungen mit welcher Belobigung gewürdigt werden sollen — nur dort kommen Sinn und Zweck der Belobigung voll zur Geltung. Und dann, dessen bin ich gewiß, stellt sich auch nicht die Frage moralischer oder materieller Anreiz, sondern sowohl das eine wie das andere."
Das Admirals-Wort sollte auch allen säumigen (Belobigungs-) Briefschreibern einen Denkanstoß geben, wobei sich als nächstes Briefdatum der 7. Oktober 1969 anbietet. Denn sicher gibt es gerade im Wettbewerb zum zwanzigsten Geburtstag unserer Republik genug Soldaten, Unteroffiziere und Offiziersschüler, die sich ihn mit ihren Taten und Leistungen redlich verdient haben.

Ihr

Karl Heinz Freitag





DDR UNSER VATERLAND

Wenn der junge Mann, der zum Truppenteil „Fritz Große“ einberufen ist, sich von Königs Wusterhausen aus seiner Garnison-„Stadt“ nähert, werden ihm zuerst einige bizarre, grauweiße Bauten auffallen. Natürlich sind es keine Produkte aus Zuckerguß und Puderzucker, sondern „nur“ der größte Kalksandsteinproduzent der Republik – das Kalksandsteinwerk Niederlehme. Und eben die rund 3000köpfige Gemeinde Niederlehme wird unserem Genossen Garnison-„Stadt“ sein. Vielleicht erinnert er sich, daß hier „irgendwo in der Nähe“ auch Ziegenhals liegen müsse und daß sich dort eine Ernst-Thälmann-Gedenkstätte befindet. Jetzt erfährt er nicht nur, daß Ziegenhals ein Teil von Niederlehme ist, sondern er wird schon in den ersten Wochen seines Dienstes erleben, daß auch in dem Niederlehmer Truppenteil Ernst Thälmanns Erbe gut aufgehoben ist – aufgehoben in mehrfachem Sinne.

Im Februar 1933 tagte im „Sporthaus Ziegenhals“ – als Keglerverein getarnt – das ZK der KPD, und Ernst Thälmann sprach zum letzten Mal zu seinen Genossen. Weil die Nazis aufmerksam wurden, mußte Walter Ulbricht die Tagung vorzeitig abbrechen. Ein Teil der Genossen wurde mit dem Motorboot „Charlotte“ in Sicherheit gebracht, das Boot selbst versenkt.

55 000 freiwillige Arbeitsstunden leisteten die Genossen der nahen Einheit, um in Ziegenhals eine würdige Thälmann-Gedenkstätte zu gestalten. Und auch das Motorboot bargen sie, im zeitigen Frühjahr übrigens, als noch Eis auf dem Krossinsee war; denn das einsetzende Tauwetter hätte das Wasser ansteigen lassen. So haben unsere Genossen in Gestalt der „Charlotte“ ein Stück Thälmannschen Erbes im ursprünglichsten Sinne – vom Grund des Krossinsees – aufgehoben.

Im Traditionszimmer seines Truppenteils erfährt unser frischgebackener Soldat auch von jener Fahne, über die zum ersten Male die AR im Februar des Vorjahres berichten konnte. Ein Regiment der Roten Armee hatte die Fahne den Schenkendorfer Arbeitern übergeben lassen, die sich mutig den aus Königs Wusterhausen heranziehenden Kapp-Putschisten entgegengestellt hatten.

1967 war die Fahne im Moskauer Armeemuseum wiederentdeckt worden. 1968 erforschten Genossen des Truppenteils „Fritz Große“ ihre Geschichte. Und sie stießen auch auf ihre Vorgeschichte. 1923 war eben jenem sowjetischen Regiment eine Fahne des ZK der deutschen Kommunisten übergeben worden. Und das Glück des Tüchtigen stand unseren Genossen auch zur Seite, als sie durch Zufall mit jener Genossin bekannt wurden, die seinerzeit die Schenkendorfer Fahne mitgebracht hatte. Es ist die Genossin Lisa Ulrich, die wie Ernst Thälmann in den 20er Jahren Ehrensoldat der Roten Armee wurde und die auch an der Ziegenhalser ZK-Tagung teilgenommen hatte.

Bald wird ein Duplikat der deutsch-sowjetischen Schenkendorfer Fahne im Traditionszimmer des Truppenteils „Fritz Große“ einen Ehrenplatz einnehmen, würdig neben Abzeichen, Armbinden und Dokumenten des Kampfes der Arbeiter im Kreis Königs Wusterhausen, würdig auch neben jener Vollstrekkungsmeldung der Faschisten, die berichtet, daß der Niederlehmer Arbeiter Paul Schulz „ruhig und gefaßt war“, als sie ihn „auf das Fallbeilgerät“ legten. Das war im Zuchthaus Brandenburg vor 25 Jahren,

am 28. Juni 1944, nur wenige Wochen eher also, als Ernst Thälmann aus eben dieser Kerkerstätte ruhig und gefaßt seinen letzten Weg nach Buchenwald „ging".

So erfährt unser junger Soldat, daß in seinem Truppenteil der Kampf Ernst Thälmanns und seiner Genossen auch im Sinne des Aufbewahrens gut aufgehoben ist.

Jenes sowjetische Regiment hatte übrigens seinerzeit nach dem Erhalt der deutschen Fahne dem ZK der KPD geantwortet: „Das Proletariat Rußlands fühlt und weiß, daß sein Schicksal eng mit dem Schicksal des deutschen Proletariats verbunden ist ... 150 Soldaten (unseres Regiments) nehmen an Zirkeln der deutschen Sprache teil. Der Wunsch, die deutsche Sprache zu kennen, entstand nicht einfach aus Wissensdurst, sondern aus dem bewußten Streben heraus, sich auf den Moment vorzubereiten, da der Soldat einen Befehl in deutscher Sprache verstehen oder seinerseits Befehle in deutscher Sprache erteilen muß."

Dieser Brief ist 45 Jahre alt. Und aus unseren Tagen kann unser junger Soldat im Traditionskabinett Plastiken, Alben und andere Geschenke sowjetischer Soldaten betrachten, übergeben dem Truppenteil „Fritz Große" anläßlich gemeinsamer Übungen.

Aber wer war eigentlich Fritz Große? Er diente einst als 17jähriger in der Roten Armee, wurde auf Vorschlag Ernst Thälmanns Vorsitzender des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands und war nach langjähriger, faschistischer KZ-Haft u. a. einer der ersten und führenden Diplomaten unserer Republik. Die Gattin dieses Vorbildes und andere Mitkämpfer Fritz Großes aber wird unser junger Genosse persönlich kennenlernen.

Und dann kommt der große Tag der Waffenübergabe. Er erhält sie aus den Händen eines Arbeiterveteranen, der ihm wie allen anderen ein persönliches Wort mit auf seinen Soldatenweg gibt, zum Beispiel: „Ich hatte Waffen



immer nur bei der blauen Polizei kennengelernt. Immer wollte ich selbst eine in der Hand haben. Jetzt übergebe ich sie dir zu treuen Händen."

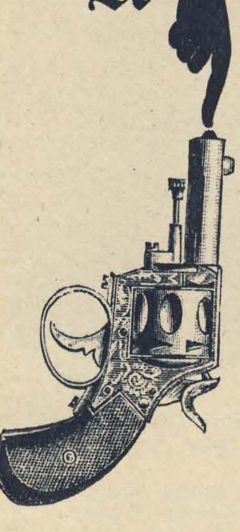
Und so erlebt unser junger Genosse, daß Ernst Thälmanns Geist in einem dritten Sinne in seinem Truppenteil gut aufgehoben ist, als Vermächtnis, als Fortsetzung des Kampfes Ernst Thälmanns auf jener höheren Stufe, die den Erfordernissen des Staates der Werktätigen entspricht, den Ernst Thälmann selbst nicht mehr erleben konnte.

Und vielleicht gehört unser junger Soldat eines Tages dann zu jenen Genossen, die in der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte Mitglied der Partei Ernst Thälmanns werden, in jenem Saal, wo Ernst Thälmann, warnend vor der großen Gefahr des Faschismus, aber dennoch optimistisch vom endgültigen Sieg der Arbeiterklasse gesprochen hat. *– th*



A-nekdoten- - - -





Ein einziges Mal hatte der „Polizeianzeiger der k. k. Polizeidirektion Prag" eine große Originalnachricht enthalten, eine internationale Sensation, aber Herausgeber und Redakteur waren nichts weniger als erfreut darüber. Es handelte sich um folgenden Steckbrief: Nr. 1120 KAISER Wilhelm (Sohn des in Charlottenburg bei Berlin verstorbenen KAISER Friedrich), 41 Jahre alt, bislang in der Irrenanstalt von Professor Bülow interniert, ist vor einigen Wochen von dort entwichen und in Marienburg unter Anfällen von Redewut gesehen worden. Besondere Kennzeichen: verkürzter rechter Arm, hochgekämmtes Haar, aufwärtsgedrehter Schnurrbart und schnarrende Stimme. Nach demselben, der äußerst gemeingefährlich ist, ist eifrig zu fahnden und ein positives Resultat anher bekanntzugeben.

Pol.-Dir. Prag"

In der Tat wurde nun „eifrig gefahndet", wenn auch nicht nach dem sub Nr. 1120 steckbrieflich Verfolgten, sondern nach dem Unbekannten, der den Fahndungsbefehl Nr. 1120 eingeschmuggelt hatte. Denn die Deutsche Reichsregierung – von sämtlichen Polizeibehörden diensteifrig aufmerksam gemacht – verlangte eilige Aufklärung und strengste Bestrafung dieser Majestätsbeleidigung. Es war mehr als eine Majestätsbeleidigung, es war ein politischer Protest gegen den Bruch einer Vereinbarung. Nach dem Flotteninterview, das Kaiser Wilhelm II. der „Daily Mail" gegeben und das im Deutschen Reichstag einen Sturm mit beinahe antimonarchistischer Tendenz hervorgerufen hatte, verpflichtete sich Kaiser Wilhelm, fürderhin mit keiner Kundgebung hervorzutreten, die nicht vom Reichskanzler Fürst Bernhard von Bülow gegengezeichnet sei. Und dennoch hatte er nun auf dem Schloß des Deutschen Ritterordens in Marienburg eine säbelrasselnde Rede gehalten.

So „eifrig gefahndet" auch wurde, ein „positives Resultat" wurde nicht bekanntgegeben, wenigstens nicht, soweit es die Person des Mystifikators betraf. Der Prager Polizeidirektor wurde in die Wüste geschickt und der Redakteur des „Polizei-Anzeigers" ins Gefangenenhaus – er konnte von Glück sagen, daß er nur als Verwalter hinkam und nicht als Häftling. An seine Stelle trat ein junger Pedant, der beim Einlauf von Manuskripten scharf aufpaßte, und besonders auf solche mit dem Anfangsbuchstaben K.

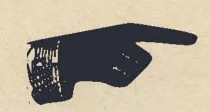
Egon Erwin Kisch









Steckbrief



„Krause, beschreiben Sie mir das Gelände!" – „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Wir haben hier die archaische Formation der krystallinischen Schiefer vor uns."

• • • • • • • •

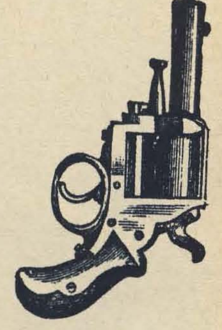
Zwei preußische Offiziere sitzen sich im Zugabteil gegnüber und kommen ins Gespräch:
„Äh . . . Front jewesen?"
„Mh . . . Front jewesen."
„Westfront jewesen?"
„Mh . . . Westfront jewesen."
„Verwundet jewesen?"
„Mh . . . verwundet jewesen."
„Tödlich?"

• • • • • • • •

Oberst v. Zackwitz kommt eilig zum Bahnhof und will eine Fahrkarte lösen. Er schnauft den Beamten am Schalter an: „Einmal nach Frankfurt!" Fragend schaut der Eisenbahner über den Rand seiner runden Brillengläser. „Frankfurt (Main) oder Frankfurt (Oder)?" kommt es über seine schmalen Lippen. „Egal", prustet v. Zackwitz los, „ich werde von meinem Burschen abgeholt!"

NR 1120

Illustration: Horst Bartsch










MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Luftbildmeßkammer

Als Weiterentwicklung in Richtung auf den Übergang vom Bildformat 18 cm × 18 cm zum Format 23 cm × 23 cm wurde im VEB Carl Zeiss Jena die Luftbildmeßkammer MRB 15/2323 geschaffen. Die wesentlichste Neuerung dabei ist das Luftbildobjektiv Lamegon PI 4,5/150 mit einem Bildwinkel von 92°, das (laut Abkürzung PI für Plan-Infra) für den sichtbaren und nahen Infrarotbereich korrigiert worden ist. Auch die Bildleistung wurde merklich verbessert.

Werkstattwagen M-5

Zur Instandsetzung von Führungsfernkabeln mit Plasteverkleidung unter feldmäßigen Bedingungen wird in der Sowjetarmee der Werkstattwagen Typ M-5 eingesetzt. In dieser auf dem LKW ZIL-157 montierten Werkstatt können folgende Instandsetzungsarbeiten ausgeführt werden: Spleißstellen herstellen, Kabelhüllen ausbessern, Kupplungshälften verbinden, Teile auswechseln, Kabeltrommeln schweißen u. a. m.

Mini-U-Boot für 2 Mann

Dieses torpedoförmige Fahrzeug, in den USA entwickelt, soll zwei Froschmänner in Meeren oder Binnengewässern in eine Tiefe von rund 45 m bringen können. Im getauchten Zustand erreicht das Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 2,5 Knoten; es ist in höchstem Maße manövrierfähig, kann steile Auf- und Abstiege unternehmen, scharfe Wenden fahren sowie fast auf der Stelle zum Stillstand gebracht werden. Sämtliche Manöver werden mit einem konventionellen Steuerknüppel gesteuert, der auf zwei vordere Steuerflächen sowie auf das Seitenruder und eine Stabilisierungsflosse am Heck wirkt. Das 3,96 m lange und 1,2 t schwere Boot wird von einem Elektromotor angetrieben, der von acht Blei-Säure-Batterien gespeist wird und seine Kraft auf eine Schraube von 30,3 cm Durchmesser überträgt. Dem Fahrer steht ein versenkt angeordnetes Instrumentenbrett zur Verfügung, das außer einem Kompaß Anzeigegeräte für Tiefe, Batteriezustand und Luftvorrat enthält.



Fahrbarer Erdbohrer

Die Pioniertruppen der Tschechoslowakischen Volksarmee benutzen zum Bohren von Erdlöchern beim Sperrenbau, beim Entwässern von Geländeabschnitten sowie beim Bau von Unterständen einen speziellen Erdbohrer, der auf dem TATRA T-138 oder T-138 VN installiert ist. Der Bohrer hat eine Leistung von 14 m Tiefe bei 150 bis 250 mm Bohrdurchmesser bzw. 8 m Tiefe bei 480 mm Durchmesser.

Filter aus Holz

In der Sowjetunion wurden neue Filterstoffe aus Holz entwickelt. Diese Filter werden für die feine Reinigung von Brennstoffen, Ölen, Bremsflüssigkeiten und Luft, für normale Verbrennungsmotore verwendet. Damit läßt sich die Lebensdauer der Maschinen und Aggregate um das 1½- bis 2fache verlängern.

Sowjetische Rundsichtkamera

Eine sowjetische Rundsichtkamera wird seit kurzem auf ihre Verwendungsfähigkeit erprobt. Die Kamera hat einen Aufnahmewinkel von 360°. Sie arbeitet mit einem kombinierten Linsensystem. Nach sowjetischen Angaben soll sich die Kamera bei Geländeaufnahmen bereits bewährt haben.

Dieselmotor aus dem Ural

Auf dem Prüfstand des Ural-Turbomotorenwerkes wurde ein neuer Motor von 550 PS Leistung erprobt. Er soll eine Laufzeit von 15 000 Stunden bis zur ersten Generalüberholung haben. Erstmalig wurden in einem Triebwerk dieser Klasse gesonderte Köpfe für jeden Zylinder verwendet, was die technische Wartung und Montage

des Motors erleichtert. Die Gleitlager in der Kurbelwelle wurden durch Rollenlager ersetzt. Damit verringert sich die Zahl der Einzelteile. Im Kühlsystem des Motors ist neu, daß sich das entsprechende Ventil durch einen Wärmeregler nur dann voll einschaltet, wenn sich der Motor übermäßig erhitzt. Ansonsten läuft der Ventilator nur auf kleinsten Touren, was wiederum Brennstoff einspart.

USA-Kriegsschiffe veraltet

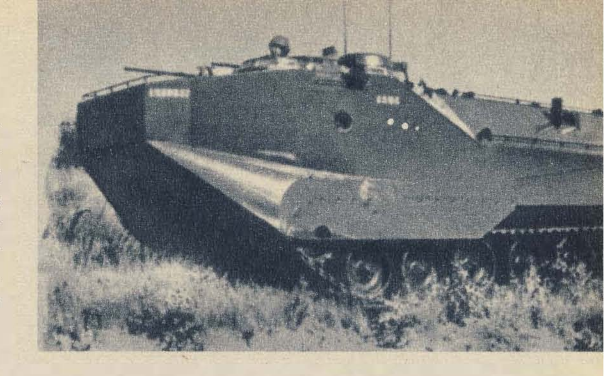
600 der 900 Kriegsschiffe der USA seien über 20 Jahre alt und damit hoffnungslos veraltet, erklärte der stellvertretende Chef des USA-Marinestabs, Vizeadmiral John Colwell, vor dem USA-Senat. Er begründete damit den Antrag der USA-Marine an den Kongreß, 2,7 Milliarden Dollar für ein umfassendes Flottenbauprogramm zu bewilligen. Die Flotte könne ihren Aufgaben nur gerecht werden, wenn sie generell modernisiert werde.

Westdeutsche Israel-Exporte

Die westdeutschen Exporte nach Israel, mit denen die Aggressionspolitik dieses Staates unmittelbar unterstützt und gefördert wird, sind 1968 im Vergleich zu 1967 um 85 Prozent gestiegen. Sie erreichten damit eine Rekordhöhe von 460 Millionen Mark. Einen hohen Anteil an diesen Lieferungen bilden Waffen und sonstiges Kriegsmaterial. So wurden bisher unter anderem 200 Panzer M 48, LKW, Hubschrauber, Flugzeuge, vollautomatische 40-mm-Flak, elektronische Feuerleitanlagen, Haubitzen, Panzerabwehrlenkraketen „Cobra", SPW, U-Boote und Schnellboote des Typs „Jaguar" geliefert. 250 Millionen Mark Kredite gewährte Bonn seit 1963 Israel allein für Zwecke der Kernforschung.

Neues amphibisches Landungsfahrzeug

Für das US-Marine-Corps wurde das schnelle Landungsfahrzeug LVTPX 12 unter umfangreicher Verwendung von Aluminium entwickelt. Das Fahrzeug soll mit 25 vollausgerüsteten Soldaten (oder einer entsprechenden Last und drei Mann) von Schiffen aus die hohe Brandung überwinden und weiter über schwieriges Gelände mit Steigungen bis 60° vordringen können. Der aus Alu-Panzerplatten verschweißte Körper ist 8 m lang. Die Kampfzuladung beträgt 4,5 t, die Gesamtmasse 22 t. Als Antrieb dient ein 400-PS-Dieselmotor mit einer neuentwickelten Kraftübertragung. Die Geschwindigkeit an



Land beträgt 65 km/h, im Wasser 12 km/h, wobei letztere durch zwei Wasserdüsen erreicht wird. Der Fahrbereich soll 480 km betragen.

„Marder" soll HS-30 ablösen

Am 6. Mai dieses Jahres wurde auf dem westdeutschen Truppenübungsplatz Munster das Nachfolgemodell für den derzeitigen SPW-Typ HS-30 der Bundeswehr vorgeführt. Der „Marder" soll vor allem in diejenigen Einheiten eingeführt werden, die mit dem Kampfpanzer „Leopard" ausgerüstet sind. In den anderen Panzereinheiten soll der alte HS-30 verbleiben. Der „Marder" hat eine Gefechtsmasse von 27,5 t und soll auf Straßen eine Höchstgeschwindigkeit von etwa 80 km/h, im Gelände etwa 50 bis 60 km/h erreichen. Seine Bewaffnung besteht aus einer 20-mm-Maschinenkanone in einem Drehturm mit Scheitellafette, zwei MG und vier Maschinenpistolen, mit denen die Besatzung durch schwenkbare Kugelblenden in den Bordwänden schießen kann. Als Besatzung sind 10 Mann vorgesehen. Der Fahrbereich des gleiskettengetriebenen Fahrzeugs wird mit 600 km angegeben. Mit seiner enormen Höhe von etwa 3 m (über 1/2 m höher als der „Leopard") und der fehlenden Watfähigkeit weist der „Marder" im Vergleich zu wirklich modernen Gefechtsfahrzeugen dieser Art entscheidende Nachteile auf.



Des Rechners Feuertaufe

Von Rolf-Peter Bernhard

Ein eisiger Wind faucht über den Truppenübungsplatz. Scharfkörniger Sand krieselt zwischen den Zelten, glassplitterharter Sand. Er knirscht auf den Zähnen, entzündet die Augen, dringt in die Ohren. Der Sand – und die Kälte!
Der Zeltofen glüht. Das Birkenholz zischt und knistert. Die schemenhafte Gestalt vor dem Feuerloch findet keine Ruhe.
Eckehardt Raichle findet keinen Schlaf. Es ist nicht allein die Kälte, die ihn unruhig macht. Es ist die Ungewißheit über den morgigen Tag. Eine taktische Übung steht bevor, Gefechtsschießen mit scharfem Schuß, das Überschießen der eigenen Gefechtsordnung.
Noch einmal waren die Parteimitglieder zusammengekommen, noch einmal hatten sie über diese bedeutsame Gefechtsaufgabe gesprochen.

Eckehardt hörte es immer wieder, was der Führungszugführer gesagt hatte:
„Trotz aller Sicherheitsmaßnahmen: Es darf keine Ungenauigkeiten oder Fehler geben. Auf den Genossen der Rechengruppe lastet eine große Verantwortung ..."
Eckehardt wälzt sich auf die andere Seite. Er holt tief Luft. Die geringste Ungenauigkeit, der kleinste Fehler ...

•

„Kanonier Raichle, Sie sind für die Funktion des Rechners vorgesehen. Das wird eine interessante, verantwortungsvolle Aufgabe für Sie sein." Mit dieser Erklärung des Hauptwachtmeisters Timm hatte alles begonnen.
Rechner? Mit diesem Begriff wußte Eckehardt überhaupt nichts anzufangen. In der vormilitärischen Ausbildung hatte er sich zum Funker spezialisiert, und drei Tage vor der Einberufung hatte er die Fahrerlaubnis Klasse V erhalten.
Rechner? Nun ja, in Mathematik hatte es immer zu einer guten Zwei gereicht, aber geliebt hatte er dieses Fach gerade nicht. Es schien ihm zu trocken, zu starr.
Warum sollte er nicht Funker werden? Warum nicht wenigstens Kraftfahrer? War die ganze Ausbildung bei der GST für die Katz' gewesen? Gut, bei der Musterung hatte er keine bestimmten Wünsche geäußert. Warum auch? Funker werden in jedem Truppenteil gebraucht, Kraftfahrer ebenfalls. Die Waffengattung spielt da keine Rolle.
Rechner? Welche Aufgaben hatte er da zu lösen? Warum wurde ausgerechnet er dazu eingeteilt?
Eckehardt Raichle war nach der Grundausbildung dem Führungszug der 5. Batterie zugeordnet worden. Dieses Kollektiv kämpfte im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der DDR um den Titel „Bester Führungszug des Truppenteils". Das ist ein hohes Ziel. Dem jungen Kanonier wurde es klamm ums Herz, als er mit dem Programm vertraut gemacht wurde.
„Ein Kollektiv kann nur dann bestes Kollektiv werden, wenn jeder Kanonier selbst um den Bestentitel kämpft", sagte Leutnant Lutz Kuhnert. „Es darf also keiner ausscheren."

Eckehardt begriff sogleich, was ihm der Zugführer damit sagen wollte. Er sollte sich ganz offiziell verpflichten, schon nach wenigen Monaten zu den besten Kanonieren der Batterie zu gehören. Wäre es nicht voreilig, dieses Versprechen abzugeben?
Er hatte sich inzwischen schon damit vertraut gemacht, was er als Rechner zu tun hat. Koordinaten hat er zu berechnen, nach den Angaben der Genossen auf der Beobachtungsstelle die Werte für die Feuerkommandos zu ermitteln, im Gefecht die rechte Hand des Batterieoffiziers zu sein.
Kann man in drei, vier Monaten so große Fähigkeiten erwerben, um mit den „alten Hasen" zumindest Schritt zu halten?
Vor der Prüfung für das Abzeichen „Für gutes Wissen" fürchtete er sich nicht, und die Bedingungen für das goldene Sportabzeichen machten ihm keine Sorgen. Auch die Schützenschnur schien ihm greifbar; nicht nur in der GST, auch in der Grundausbildung war er ein guter Schütze gewesen.
Eckehardt war nie ein Mensch von übereilten Entschlüssen. Sorgfältig hatte er seine Berufswahl getroffen und war darum auch einer der wenigen unter vielen Bewerbern, der an der Hochschule für Architektur und Bauwesen sogleich immatrikuliert wurde. Sogar vom aktiven Wehrdienst sollte er befreit werden ...
Als die Genossen Grimm und Löhrius, sein Klassenleiter und sein Direktor, ihn vor die Entscheidung stellten, Kandidat der Partei zu werden, enttäuschte er sie vielleicht, weil er nicht sogleich ja sagte. Dabei hatte er drei Jahre lang als FDJ-Sekretär der Geschwister-Scholl-Oberschule Sondershausen gute Arbeit geleistet. Er sprach darüber mit seiner Mutter, bat den Vater um Rat. Erst als auch sie meinten, er wäre reif genug für diesen Schritt, füllte er den Fragebogen aus.
Als Kandidat der SED fühlte sich Eckehardt nun verpflichtet, seinen parteilosen Genossen Vorbild zu sein. Sie versprachen, um das Bestenabzeichen zu kämpfen. So schob er seine Zweifel beiseite und erklärte sich ebenfalls dazu bereit.

●

Schon in der Abiturklasse war es so, daß sein Parteisekretär zugleich sein Klassenleiter war. In der Armee war es ähnlich. Sein Parteigruppenorganisator war auch sein Zugführer. In der Schule beriet er, der Schüler, mit seinen Lehrern über alle schulischen Probleme. Wurde der Direktor kritisiert, war er dabei. Nun, in der Batterie, waren die Parteimitglieder zumeist Unteroffiziere und Offiziere, seine militärischen Vorgesetzten.
Probleme über Probleme!
Natürlich versäumte Eckehardt nicht eine Parteiversammlung. Doch er war und blieb vorerst stumm wie ein Fisch. Er traute sich hier nicht, offen seine Meinung zu sagen. Leutnant Kuhnert spürte sehr bald, daß die Hemmungen seines Rechners mit dessen übergroßem Respekt vor den Vorgesetzten zusammenhingen. Er unterhielt sich mit ihm darüber.
„Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen, Genosse Leutnant? Die kämpferische Auseinandersetzung in den Versammlungen gefällt mir, daß ein Unteroffizier es wagt, den Batteriechef zu kritisieren. Aber ich, ein paar Wochen erst Soldat, ich kann mich doch wohl noch nicht in Dinge einmischen, die ich nicht bis ins Kleinste durchschauen kann", verteidigte sich Eckehardt.
Das Argument war Leutnant Kuhnert nicht neu. Bei fast allen Neueingestellten taucht es mehr oder weniger auf. Und Eckehardt Raichle war überhaupt ein ruhiger, manchmal beinahe wortkarger Mensch.
Aber in der FDJ-Leitung, da konnte er doch auftreten! Da nahm er kein Blatt vor den Mund. Immer noch wird Alkohol in die Kaserne geschmuggelt. Manche Kanoniere sind geschickt darin; sie kommen immer auf neue Tricks. Eckehardt zog gegen diese Feuerwasserlinge zu Felde. Es tat ihm gar nicht weh, daß ihm zwei, drei Jugendfreunde vorwarfen, er sei unkameradschaftlich. Er sei Nichtraucher und fast Antialkoholiker, warfen sie ihm vor, er könne da gar nicht mitreden ...
„Machte ich etwas falsch, Sie würden es mir nicht sagen?"
„Ich weiß nicht", wich Eckehardt aus. „Sie sind mein Vorgesetzter. Ihnen habe ich unbedingten Gehorsam zu leisten. Ihre Befehle muß ich erfüllen ..." ▶

„So meine ich das nicht", erwiderte Leutnant Kuhnert und erläuterte ihm, daß es in der Partei keinen Unterschied zwischen den Genossen gibt. Alle Mitglieder haben hier gleiche Rechte un Pflichten. Der einzige Unterschied sei höchstens, daß die führenden Genossen größere Pflichten haben.
Das aber war dem aufgeweckten Genossen keineswegs neu oder gar fremd. Für ihn lag das Problem ganz woanders. Seine Lehrer hatte er fast vier Jahre lang gekannt. Trotzdem kostete es ihn manchmal noch Überwindung, mit ihnen einen Disput zu führen. Seine militärischen Vorgesetzten kannte er erst acht, neun Wochen, manche nur beim Namen ...
Eckehardt Raichle überwand seine falsche Bescheidenheit, seine Zurückhaltung. Von nun an „mischte" er auch in der Parteigruppe mit.

●

Leutnant Kuhnert hatte sich vorgenommen, im Wettbewerb zur militärischen Stärkung unserer Republik und zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR seinen Zug an die Spitze der Führungszüge zu bringen. Dazu brauchte er vor allem die Hilfe der Parteimitglieder, die Hilfe der Jugendfreunde. Eckehardt kniete sich mächtig in die militärische Mathematik. Man sah direkt, daß ihm diese Arbeit zunehmend Freude machte. Doch er hatte sich noch andere Aufgaben gestellt, um das Bestenabzeichen zu erwerben. Da war beispielsweise die Schützenschnur.
Mit der Kalaschnikow hatte sich Eckehardt rasch angefreundet. Eine gute Waffe! Die Silberschnur müßte zu schaffen sein, meinte er zuversichtlich.
Bisher hatte er aus hundertfünfzig Meter Entfernung geschossen, nun aber waren es fünfzig mehr. Eckehardt war etwas aufgeregt, das unvermeidliche Prüfungsfieber hatte auch ihn gepackt. Dadurch geriet der große, sehnige Junge in Zeitnot ...
Endergebnis: Zwei Ringe zu wenig. Zwei ganze Ringe! Immer wieder schüttelte Eckehardt den Kopf. Er wollte nicht begreifen, daß ihm ausgerechnet nun, wo es darauf ankam, das Schießen mißlungen war. Er mußte an die harten Wochen der Grundausbildung zurückdenken, die auch ihm, dem durchtrainierten Sportler, schwergefallen waren. Da hatte es einen nicht endenwollenden Nachtmarsch gegeben. Bis in den Morgen waren sie über Straßen und Wege gezogen. Auf dem Schießplatz angelangt, wurde sogleich mit der MPi geschossen. Eckehardt erzielte ein gutes Ergebnis. Die Freude darüber gab ihm die Kraft, zu jenen zu gehören, die abends ohne jegliche fremde Hilfe wieder in die Kaserne einmarschierten. Er hatte nicht schlappgemacht. Und nun ..?

Es hänselte ihn niemand. Keiner warf ihm vor, ein Prahlhans zu sein. Er hatte ein Versprechen gegeben und es nicht einlösen können. Die Genossen zeigten Verständnis, ihn grämte es.
Doch Eckehardt war nicht entmutigt. Zwei Ringe zu wenig beim ersten Anlauf, das war kein Versagen. Er nahm sich vor, sich erneut um diese Auszeichnung zu bewerben. Im zweiten Diensthalbjahr wird er es schaffen.
Niemand wird über Nacht ein guter Soldat, und auch nicht ein ausgezeichneter Schütze. Und Eckehardt, zwanzig Jahre alt wie unser Staat, hat sich das Ziel gestellt, ein würdiger Verteidiger seines, unseres sozialistischen Vaterlandes zu werden.

●

Unvermindert peitscht der Wind Eis- und Quarzkristalle über das Weit des Geländes. In der Feuerleitstelle kauern die Rechner, Funker und der Telefonist um ihren Batterieoffizier. Ihre Nerven sind bis zum Äußersten gespannt. Selbst Oberleutnant Langer hat Mühe, seine innere Erregung zu zügeln.
Zum erstenmal soll die Batterie mit ihren Haubitzen die eigene Gefechtsordnung überschießen. Mit scharfem Schuß über die Schützen und Panzer hinweg.
Beharrlich war diese Aufgabe immer und immer wieder trainiert worden. Jeder Kanonier kannte präzise seine Aufgaben. Keine Fehler in der Beobachtungsstelle, in der Feuerleitstelle oder am Geschütz zuzulassen – darin sind sich alle einig. Keiner will die Genossen in der Gefechtsordnung der Schützen, in den Panzern gefährden.
„Feuerbereitschaft herstellen!"
Endlich ist es soweit! Endlich!
Drohend heben sich die langen Rohre der schweren Haubitzen. Zwei Batterien in einer langgestreckten Reihe. Nur noch wenige Minuten, und ringsum wird die Erde erzittern und dröhnen.
Eckehardt Raichle wischt sich mit dem Handrücken über die Brauen, drückt sich den Helm ins Genick. Das Herz klopft ihm bis zum Halse,



schlägt dumpfe Wirbel. Er weiß, um was es bei dieser taktischen Übung geht. Vor den Augen des Oberkommandierenden der Armeen des Warschauer Paktes, Marschall der Sowjetunion I. I. Jokubowski, und anderer führender sozialistischer Militärs gilt es zu beweisen, daß die Artilleristen der Nationalen Volksarmee der DDR ihre Waffen meistern können.
Aufmerksam lauscht Eckehardt Raichle auf die von der B-Stelle durchgegebenen Angaben. Sorgfältig ermittelt er in der Schießtabelle die entsprechenden Werte, die von den Kanonieren an den Haubitzen einzustellen sind.
Orientierungspunkt, Entfernung, Winkel, Teilring, Aufsatz . . .
Der geringste Rechenfehler, und die Geschosse würden in den eigenen Reihen einschlagen . . .
Eckehardt denkt jetzt nicht mehr an den Watteklumpen, den er sich eingesteckt hatte, um damit seine Trommelfelle zu schützen. Er denkt jetzt nur noch an die mathematischen Formeln und Tabellen, an die präzise Ermittlung seiner Schießwerte.
Unheimlich, diese Stille, nur vom Nordost durchheult. Die Funker beugen sich über ihre Geräte Der Telefonist umklammert den Hörer. Eckehardt zerdrückt fost den Rechenschieber.
Das erste Feuerkommando! Die mächtigen Haubitzen bäumen sich auf. Die Rohre speien rote Glutbälle. Über die angreifenden Panzerstaffeln und Schützenketten hinweg gurgeln die Granaten auf den „Gegner", um den angreifenden eigenen Einheiten den Weg zu bahnen. Fortan verliert Eckehordt jedes Zeltgef hl. Kaum ist eine Aufgabe gelöst, da wird das Feuer vorverlegt. Schon muß er die Werte für dos nächste Feuerkommando ermitteln.
Salve um Salve verläßt die Rohre. Mit jeder gewinnen die Panzer und Schützen neuen Raum. Eckehard kann das alles zwar weder mit bloßem Auge noch mit Hilfe eines Doppelglases sehen: er hätte auch gor keine Zeit dazu. Doch er kann das Tempo des Angriffes von den ständig neuen Koordinaten ablesen, nach denen er die Werte ermitteln muß. Und wenn er flüchtig in das Gesicht seines Batterieoffiziers blickt, dann kann er von dessen Augen ablesen, daß er, der blutjunge Rechner, seine Aufgabe erfolgreich löst. Seine Werte stimmen.



Monoton, fast unbekannt sind die Stimmen rings um ihn. Jeder ist von jedem abhängig, einer ist nichts ohne den anderen.
Von Minute zu Minute schwindet das Gefühl der Unsicherheit. Eckehardts Furcht vor dieser Stunde der Wahrheit ist gewichen. Zum erstenmal empfindet er richtig den Stolz, Artillerist zu sein. Als die Übung ausgewertet wird, gibt es auch ein Lob für die 5. Batterie. Für den jungen Kanonier Raichle, der als Rechner sein Gesellenstück geleistet, seine Feuertaufe bestanden hat, gibt es eine Belobigung. Das läßt ihn die eisige Kälte der Zeltnächte vergessen, den stechenden Sand in den übermüdeten Augen, das harte Training, das endlose Pauken. Es gibt Eckehardt Raichle auch den Mut, schon jetzt, noch im ersten Diensthalbjahr, Kurs auf das Klassifikationsabzeichen zu nehmen.

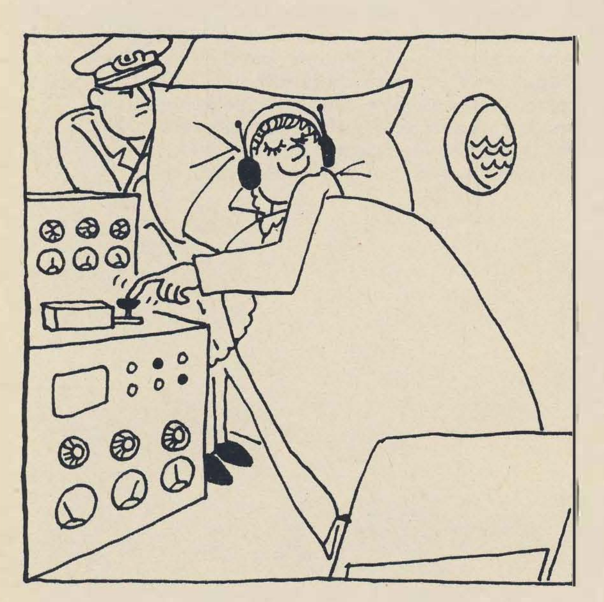
●

Sechs Monate nach seiner Einberufung wird dem Kanonier Eckehardt Raichle das Klasslfikationsabzeichen Stufe III verliehen. Zugleich wird ihm das Bestenabzeichen an den Uniformrock geheftet. Und es gibt Sonderurlaub.
Fast mehr noch als über das Lob freut er sich jedoch darüber, daß der Führungszug seiner Batterie, sein Kollektiv, Wettbewerbssieger geworden ist. Dozu hat auch er, nunmehr Mitglied der Partei, beigetragen.
Zu Beginn des zweiten Diensthalbjahres wird Eckehardt Ralchle als 1. Rechner in die 6. Batterie versetzt, in jene Batterie, die die beste des Truppenteils ist, die Schrlttmacherbatterle. Der Lehrersohn aus dem Dörfchen Feldengel bei Sondershausen wird weiter seinem Vaterland, der Deutschen Demokratischen Republik, ollzeit treu dienen, wie er es geschworen hat.

Soldaten schreiben für Soldaten

Jähes Erwachen

Manfred Heine, erster Funker auf unserem TS-Boot, hatte die Hundewache von 0.00 Uhr bis 4.00 Uhr. Es war gegen 2.00 Uhr morgens. Er saß zurückgelehnt in seinem Funkschapp, einem kleinen Raum, ausgestattet mit Sende- und Empfangsanlagen, und „zog einen durch". Aus dem Empfänger scholl ständig ein Pfeifen und Piepsen. Den „Puster", wie die Funker bei der Marine allgemein genannt werden, störte das nicht im geringsten. Eben kam sein Rufzeichen, wesentlich lauter als die anderen, über den Äther. Auf dieses Signal war Manfred getrimmt. Er reagierte im Schlaf darauf, das hatte sich in ungezählten Wachgängen bewiesen. Ohne die Augen zu öffnen, ergriff er die Morsetaste und gab sein „... bitte kommen, bitte kommen ..." Es war die übliche Rundfrage an alle Dienststellen, die Kontrolle, ob alle Wachhabenden auf dem Posten waren. Außer diesen kurzen Wechselgesprächen gab es des Nachts kaum etwas zu tun, so daß sich unser „Puster" weiterhin der Augenpflege widmen konnte.

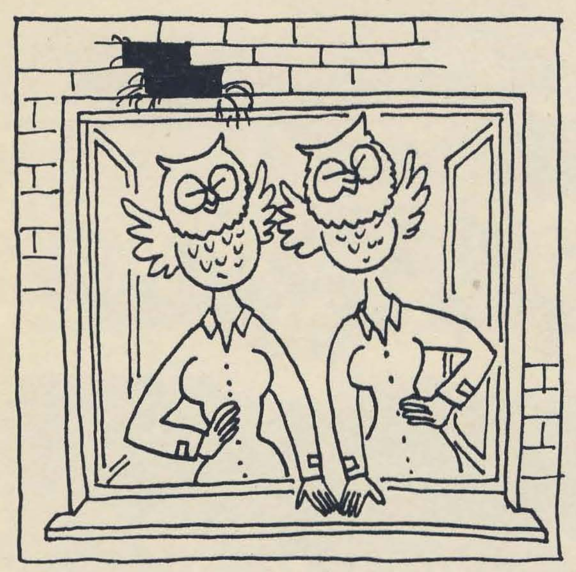


Gegen 3.00 Uhr öffnete sich leise die nur von außen verschließbare Tür zu seinem Schapp. Der Diensthabende der Abteilung, ein Kapitänleutnant, trat herein. Er war nicht wenig erstaunt, den Funker schlafend bei der Wache vorzufinden, wo er doch tagsüber immer die zackigsten Meldungen von ihm erhielt.
Der Genosse Kapitänleutnant, der selbst eine ausgiebige Funkausbildung genossen hatte, setzte sich neben ihn und stöpselte die Funkanlage derart um, daß er direkt auf Manfreds Kopfhörer geben konnte. Dann begann er zu tasten. „... da, dit, da ..." Manfred empfing also sein Rufzeichen. Mechanisch gab er, halb im Schlaf mit geschlossenen Augen: „... bitte kommen, bitte kommen ..." Der Kapitänleutnant fuhr fort: „Stabsmatrose Heine, heben Sie Ihre Augendeckel, neben Ihnen sitzt der Diensthabende der Abteilung."
Um Manfreds Lippen zeichnete sich ein Lächeln ab. Über den Sender antwortete er: „Ha, ha, neben dir sitzt der Verteidigungsminister!" Er glaubte, es sei ein Gesprächspartner auf irgendeinem anderen Schiff.
Dem Kapitänleutnant riß schließlich doch die Geduld. „Stabsmatrose Heine, Achtung!" befahl er mit gewollt schneidender Stimme, die den Puster hochschrecken ließ.
Seitdem fehlte in unserer Messe manchmal ein Stuhl, nämlich der, den der Puster ab sofort bei jeder Nachtwache wie zufällig unter die Türklinke in seinem Schapp schob.

Stabsmatrose d. R. Claus Zander

Mißverständnis

Es begann damit, daß unser Hauptfeldwebel wie jeden Tag pünktlich um 10.00 Uhr seine Arbeit unterbrach, um zu frühstücken und die Brotrinde den Wildtauben am Fenster seines Dienstzimmers zukommen ließ. Dabei widmete er auch stets einige Blicke den schönen Laborantinnen des auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindlichen Labors einer PGH. Daran änderte sich seit Jahr und Tag kaum etwas, bis ... ja, bis eines Tages über dem Laborfenster in einem Mauerloch eine Eule nistete und dies durch den Hauptfeldwebel entdeckt wurde. Fortan benutzte er nun nach dem Frühstück ein Doppelfernglas, damit er



Illustrationen: Harri Parschau

sich als Naturfreund die Eule etwas näher betrachte. Groß war seine Freude, als nach einigen Wochen zwei junge Eulen neugierig aus dem Mauerloch hervorlugten. Just zu diesem Zeitpunkt begaben sich auch zwei Laborantinnen zum Kommandeur, um mit einer Beschwerde vorstellig zu werden, da sie sich ständig beobachtet fühlten und nichts von den Eulen wußten. Der Kommandeur faßte einen schnellen Entschluß. Er ermittelte anhand des Belegungsplanes das Zimmer des Übeltäters und ging mit den Beschwerdeführerinnen zum lästigen Beobachter. Als sie nun ins Zimmer traten, hatte der Hauptfeldwebel gerade seinen Beobachtungsposten bezogen. „Hier haben Sie den besten Beweis!", riefen die beiden Schönen, worauf der Kommandeur fragte: „Was machen Sie da, Genosse Hauptfeldwebel?" Erschrocken senkte der Befragte sein Glas, drehte sich um und antwortete: „Ich, äh, ich beobachte zwei junge Eulen, Genosse Oberstleutnant — wenn Sie sich davon überzeugen wollen?" Gleichzeitig reichte er das Glas hin. Nun holten die Laborantinnen erst mal tief Luft und riefen empört: „Das ist ja nun wohl der Gipfel, Genosse Kommandeur, uns auch noch zu beleidigen." Der Kommandeur ergriff das Glas, schaute in die vom Hauptfeldwebel gewiesene Richtung und sagte nach einer Minute voller Spannung: „In der Tat, zwei schöne junge Eulen in der Morgensonne, einfach entzückend, das müssen Sie gesehen haben" und reichte nun auch den entsetzten Mädchen das Glas. Auch sie erfreuten sich des schönen Anblicks und wußten weiter nichts zu sagen als: „Na, wenn das sooo ist." Der Kommandeur lächelte, aber sagte dann zum Hauptfeldwebel: „Ab sofort haben Sie das Doppelfernglas nicht mehr zweckentfremdet zu benutzen!"

Stabsfeldwebel Blankenburg

Die ersten zwanzig Jahre

Sie waren gut, die ersten zwanzig Jahre,
vom Grunde auf verschönte sich das Haus.
Die Volksarmee entschlüpfte ihren Schalen
und machte sich seit damals gut heraus.

Und viele, die uns erst so recht nicht mochten,
die winken uns jetzt zu vom Straßenrand.
Wir haben einen ganzen Kopf voll Wissen,
und sicherer als je ist unsre Hand.

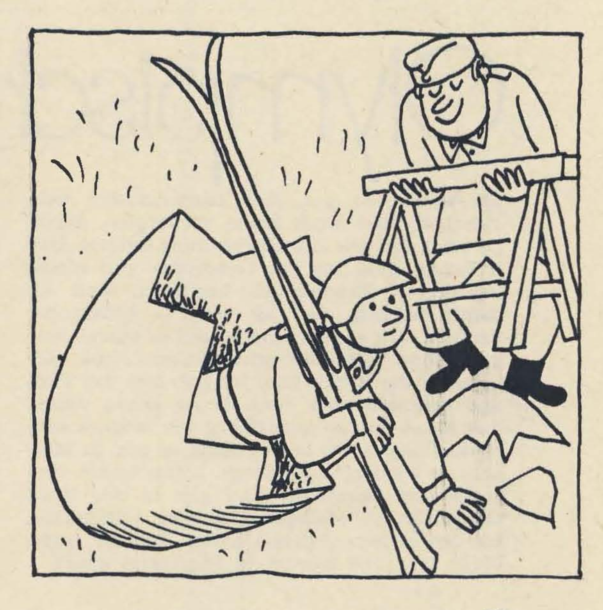
Daß man im Land so froh Geburtstag feiert,
ist nicht zuletzt Verdienst der NVA.
Wir hüteten den Glanz der ersten Zwanzig
und sind auch für die zweiten Zwanzig da.

Stabsfeldwebel Helmut Stöhr

Intelligenztest

Am Jahresende kamen neue Grenzsoldaten in die Kompanie im Frankenwald. Die „Greenhorns" werden natürlich von den „Alten" erst einmal „getestet" bzw. gefoppt. So erhielt ein Funker den Auftrag, an das Bataillon eine Meldung durchzugeben mit dem Text: „Benötigen für unsere Ski neue Kilometer; Kilometer ausgegangen." Der Genosse in der Gegenstelle schaltete gleich und funkte zurück: „Bringen morgen neue Kilometer, bockt die Ski schon immer auf." In diesem Moment fiel aber doch bei unserem Neuling der Groschen, und er lachte herzlich mit.

Leutnant Czwiertnia





Olympische Wege –

Ich weiß sehr gut, daß Taschentücher kein „Thema“ sind, auch keine verborgten. Denn: ... ich kann mir die Begründung sparen. Und trotzdem muß ich die Geschichte mit einem verborgten Taschentuch beginnen, weil sie damit begann, daß ich eins – blitzsauber versteht sich – hervorholte und es einem jungen Mann lieh, der schweißüberströmt verlegen in die Runde sah. Ich gab ihm das Tuch und erinnere mich noch heute genau daran, daß ich es ihm so unauffällig wie möglich hinreichte und dabei sagte: „Gib' es mir in Melbourne wieder!“ Der junge Mann lachte verlegen und skeptisch. Und gab es mir dann tatsächlich in Melbourne wieder, blitzsauber, wie ich es ihm geliehen hatte. Wer der junge Mann war und worum es überhaupt ging?

Der junge Mann hieß Fritz Janke. Als Datum des Tages, an dem ich mein Taschentuch verlieh, ist der 30. September 1956 zu vermerken, und der Ort des Geschehens war das Dresdner Rudolf-Harbig-Stadion. 35 000 Zuschauer waren gekommen, um Zeugen des Harbig-Gedenklaufs zu sein. Auch für den 5000-m-Lauf waren berühmte Gäste eingeladen: Der Däne Thögersen, der Finne Heikkola und der Westdeutsche Rolf Lammers. Der Däne trabte lange an der Spitze, das Tempo war nicht sonderlich schnell, aber dann riß ein Mann auf den letzten beiden Runden die 35 000 von den Bänken: Fritz Janke. 1 : 58,8 min brauchte er für die 800 m, und mit diesem furiosen Schlußspurt holte er sich nicht nur den Sieg, sondern auch den deutschen Rekord, der bis zum Nachmittag





Mexiko, Oktober 1968: Erstmals marschiert eine selbständige Mannschaft der DDR in die olympische Arena.

STEINIG, ABER ERFOLGREICH

Von Klaus Ullrich

dieses Tages in westdeutschem Besitz war. (Zu dieser Zeit führte man noch gemeinsame Rekordlisten, was später zum Anachronismus wurde.) Lachend schüttelte er im Ziel viele Hände, verstohlen ließ er zwischendurch seine Blicke durch die Runde gehen. Sie galten irgendeinem Tuch, daß die Schweißflut dämmen sollte. Der damals schon 25jährige Offizier der Nationalen Volksarmee war in einer Einheit „entdeckt" worden. 1949 hatte er sich freiwillig zu den bewaffneten Organen gemeldet, die den Schutz der eben gegründeten Republik übernahmen. Bei einem Waldlauf war er schneller als alle in der Kompanie. Der Sieger traf auf andere Sieger – und blieb Sieger. So lief er sich in die Spitze unserer Läuferelite von damals. Aber zwischen der Weltelite und unserer Elite klaffte noch eine Lücke, deren Ausmaß niemand so genau zu skizzieren wußte. Olympische Spiele? Das klang wie ein Märchen, zumal zu der sportlichen Lücke noch die Barriere kam, die Bonn aufgerichtet hatte, um DDR-Sportler am Einzug in die olympische Arena zu hindern. Und das war nicht einfach so eine Barriere ...

Es war Wochen vor dem ersten Start von DDR-Athleten bei Sommerspielen, da erreichte mich – Mitglied eines kleinen „Vorkommandos" in der Olympiastadt Melbourne – ein Anruf, der eine Sitzung im „Deutschen Club" ankündigte. Viele Deutsche waren an einem Tisch versammelt: Mitglieder des westdeutschen Vorkommandos, Auswanderer, die in der faschistischen Nacht geflohen waren, Leute, die in den Nachkriegsjahren das Weite gesucht hatten, und auch Angestellte westdeutscher Unternehmen. Einziger Tagesordnungspunkt: die Betreuung der gesamtdeutschen Olympiamannschaft. Man schmiedete Pläne und hatte viele Ideen. Reiche Farmer gaben Termine bekannt, zu denen sie ganze Scharen vom Olympiakämpfern zu australischen Nächten einladen würden, Stadtbewohner boten an, mit ihren Autos Rundfahrten und Ausflüge zu organisieren. Alles verlief harmonisch, ein wenig unter der Losung: Alle Deutsche sind unser aller Gäste! Bis sich plötzlich eine Dame erhob und um Ruhe bat. Dies alles sei nützlich und richtig, begann sie, doch stünden auch wichtigere Probleme an. Sie denke da als Mitarbeiterin der Botschaft der Bundesrepublik in Canberra vor allem an die Sportler aus der „Zone". Da sei zunächst eine exakte Liste vonnöten, so habe man in der Botschaft beschlossen. Nach dieser Liste – möglichst mit eingehenden Charakteristiken jedes einzelnen versehen – wolle man die Freunde aus der „Zone" besonders „betreuen". Man habe da ein spezielles „Programm" erarbeitet, dessen Ziel es sei, daß der eine oder andere von Melbourne aus nicht in die „Zone" heimkehre. „Sie verstehen mich schon, glaube ich", schloß sie ihre Rede und tatsächlich verstand sie jeder. Antifaschisten, denen Australien eine zweite Heimat geworden war, rieben sich verblüfft die Augen, erinnerten sich und fanden Beispiele aus ihrem

Leben, die zu solchen Methoden paßten. Einige andere im Saal, von denen man sich zuraunte, sie seien nach dem Krieg mit falschen Papieren geflohen, weil ihre richtigen Namen auf Fahndungslisten standen, stimmten begeistert zu. Am Ende der Debatte versprach ich der Dame, die besten Charakteristiken zu liefern, die sie sich nur denken könne. Erstaunt und erfreut zugleich, erkundigte sie sich, woher ich die denn nehmen würde. Ich gestand ihr, Berichterstatter des „Neuen Deutschland“ zu sein. „Warum hat mir niemand gesagt, wer hier alles ist“, stöhnte sie. Ich habe sie dann in Melbourne nicht wiedergesehen.

Dafür sah ich bald Fritz Janke wieder, der strahlend aus dem Flugzeug stieg, mitten hinein in eine ebenso ungewöhnliche wie zuweilen unfriedliche olympische Welt. Ich bekam mein Taschentuch, und Fritz gab sich Mühe, an die Leistungen jenes Septembersonntags in Dresden anzuknüpfen. Er schaffte es nicht. Mit der Zeit von Dresden wäre er im Melbourner Cricket Ground fünftbester Läufer der Welt geworden, aber Fritz kam nicht einmal in das Finale. Schon im Vorlauf scheiterte er, während der Däne Thögersen, den er in Dresden so sicher geschlagen hatte, im Endlauf immerhin noch auf den achten Platz kam. Das ist der Sport!

1960, vier Jahre nach Melbourne, rüstete die Sportwelt zu den Olympischen Spielen in Rom. Fritz Janke war verletzt. Nicht so, daß er auf seine olympische Chance von vornherein hätte verzichten müssen, aber doch so, daß er zu den Ausscheidungen mit Westdeutschland noch

Jahrelang zählte Frank Wiegand (ASK Rostock) zur absoluten Weltspitze. Vier Silbermedaillen errang er in Tokio und Mexiko.

Jürgen Eschert (ASK Potsdam) brachte aus Tokio eine Goldmedaille im Kanadier mit nach Hause.. Die erste eines Armeesportlers unserer Republik.



längst nicht fit schien. Diese aber hatten nichts mit solchen gemein, wie sie in aller Welt üblich waren. Willi Daume, bundesdeutscher Sportchef, hatte schon 1955 westdeutsche Alleinvertretung sportlich motivieren wollen und durchgesetzt, daß derjenige Mannschaftsteil den Chef de Mission der Olympiadelegation stellt, der die meisten Mitglieder in der Mannschaft hat. „So behaupten wir unsere Stellung", hatte er dazu erklärt, denn daß eines Tages die DDR die Mehrzahl der Olympiakämpfer stellen würde, hielt er für völlig ausgeschlossen. „Ein roter ‚Chef de Mission' – das fehlte noch. Die Zone will den Kampf mit dem Sport der Bundesrepublik. Da gibt es nur eine Antwort: Mit allen Mitteln der Zone begegnen und sie in ihre Schranken zurückzuweisen", kommandierte der Westberliner „Tag" am 14. Juni 1960. Mit allen Mitteln wurde denn auch gekämpft. Ein Rekordläufer wie Janke verletzt? Dann kommt er eben nicht in Frage! Doch die Sportler der DDR hatten längst den Kampf gegen die Alleinvertreter aufgenommen. Nicht jeder für sich, sondern als ein verschworenes Kollektiv. Als in Schweinfurt die Ausscheidung über 10 000 m gelaufen wurde, erschien der Hindernisläufer Herrmann Buhl, ASK-Klubkamerad Fritz Jankes, am Start. „Wenn ich hier Dritter werde, überlasse ich meinen Platz Fritz Janke", verkündete er schon vor dem Start. Er schaffte es nicht, aber als dann die 5000-m-Ausscheidung in Erfurt gestartet wurde, war Fritz Janke am Start. 3000 m bummelte das Feld um die Bahn, im Spurt sollte Fritz Janke um seine Chance gebracht werden. Da raste Fritz urplötzlich los, eine „Rekordrunde" ließ das Feld explodieren und Fritz Janke in die Olympiamannschaft gelangen. Mit ihm fuhr ein junger Armeesportler, der in Rom für Aufsehen sorgen sollte: Hans Grodotzki. Zwei Silbermedaillen brachte er mit nach Hause – und einen Brief, in dem ihn ein „Landsmann" aufforderte, nicht in die DDR zurückzukehren. Ich mußte an die Frau in Melbourne denken. Andere Methoden, aber immer das gleiche Ziel!

Fritz Janke aber sah im 5000-m-Finale schon wie der sichere Dritte aus, als ihn auf den letzten Metern noch der Pole Zimny überholte. Ein großartiger vierter Platz – aber keine Medaille.

Zwei Jahre später holte sich Fritz Janke seine Medaille. Der 31jährige wurde in Belgrad Vizeeuropameister über 10 000 m und ließ an diesem Abend das Fehlen von Hans Grodotzki in Vergessenheit geraten. Der lag daheim in einem Krankenhausbett mit zertretener Ferse und kehrte nie wieder auf die Aschenbahn zurück. Zertreten worden war ihm die Ferse ohne böse Absicht – aber in einer der hektischen Ausscheidungen für eine „gemeinsame" Mannschaft, an der nichts mehr gemeinsam war und die nur künstlich am Leben erhalten wurde, um Bonner Alleinvertretungsansprüche mit ihr am Leben zu erhalten ...

Indes: Die Mannschaft zu den Europameisterschaften in Belgrad war die letzte gemeinsame.



Zwei ASK-Langstreckler, die mit ihren großartigen Leistungen zur olympischen Anerkennung des DDR-Sports beitrugen: Hans Grodotzki (links) und Friedrich Janke.

In Budapest 1966 startete die DDR zum ersten Mal mit einer eigenen!

Noch einmal versuchte es Fritz Janke 1964. Im Westberliner Olympiastadion scheiterte er an Jüngeren. In einer Ausscheidung, die an Härte kaum noch zu überbieten war. Die drohende Gefahr, in die Minderheit zu geraten, wollte man auf westdeutscher Seite mit brutaler Gewalt abwenden. Bestochene Kampfrichter, randalierende Zuschauer, gefälschte Protokolle, Athleten, denen die Dopingstimulanz aus den Augen glänzte – der Kampf gegen die DDR war gnadenlos geworden.

In Hof kämpften die Ringer um die Plätze in der Olympiamannschaft. In der „Freiheitshalle". Es war ein Abend der großen Freiheit

für die Randalierer. Ein rumänischer Punktrichter wurde „Kommunistenschwein“ beschimpft. Eine Schar Betrunkener zog auf ihn los. Betrunkene sind immer günstig, weil man sich hinterher auf ihre Promille berufen kann . . .
Aber trotz allem Randalierens erkämpfte sich ein Mann die Fahrkarte nach Tokio: Lothar Metz, Offizier der Volksarmee aus Rostock. Das sind die klügsten Antworten an Randalierer!
Und seine Antwort in Tokio war noch deutlicher: Bronze für unsere Republik, zwar noch in einer „gemeinsamen“ Olympiamannschaft, aber in der ersten, die einen DDR-Sportfunktionär als Chef de Mission hatte, weil die DDR die Mehrzahl der Athleten gestellt hatte!
Vier Jahre später ist Lothar Metz wieder dabei — in der ersten selbständigen DDR-Mannschaft zu Olympischen Spielen. Glänzend vorbereitet kommt er nach Mexiko. Mit einer Goldmedaille steigt Kapitänleutnant Lothar Metz in das Flugzeug, das ihn in die DDR zurückbringt. Ein ganzes Flugzeug voller Medaillengewinner — die DDR ist in der Länderwertung der Spiele Dritter geworden. Dritter in der Welt!
Mit Lothar Metz im Flugzeug sitzt Karin Janz, die eine Bronzemedaille im Koffer hat. Geboren 1952, als Fritz Janke gerade seine ersten Läufe gewonnen hatte und die DDR von den Olympischen Spielen in Helsinki noch ausgeschlossen war.
Drei Jahre warst Du alt, Karin, als das IOC in Paris zur Abstimmung darüber rief, ob die Athleten der DDR künftig an Olympischen Spielen teilnehmen dürften. Eine große Mehrheit stimmte dafür — der Delegierte Westdeutschlands dagegen.
Dreizehn Jahre warst Du alt, als das IOC in Madrid darüber abstimmte, ob die DDR künftig mit eigener Mannschaft an Olympischen Spielen teilnehmen soll oder nicht. Hotelpagen schleppten Bücher in die Zimmer der IOC-Mitglieder. „Rechtsgutachten“ eines westdeutschen Professors, der dem IOC vorzuschreiben versuchte, daß es nur mit „Nein“ stimmen könnte. Das IOC stimmte mit riesiger Mehrheit mit „Ja“! Willi Daume stürzte in sein Zimmer, trommelte seine Journalisten zusammen und verriet sich in der ersten Erregung: „Ich stand völlig allein.“
Das hinderte ihn und Bonn nicht daran, weiter auf die Karte der Alleinvertretung zu setzen, weiter das Sinnlose und längst Überholte erzwingen zu wollen. In Mexiko ließen sie das Orchester des Olympischen Dorfes bestechen, das sogenannte Deutschlandlied zu spielen, statt der vereinbarten Beethoven-Hymne. Drei Tage später beschloß das IOC, der DDR künftig den korrekten Namen, Fahne und Hymne zuzugestehen.
Siebzehn Jahre alt bist Du nun, Karin. Und unsere Republik feiert ihren zwanzigsten Geburtstag. Mit vielen gegen die Bonner Alleinvertreter gewonnenen Schlachten, Medaillen und Titeln auf dem Tisch der Geschenke . . .


Ausmarsch der Sportler aus dem Olympiastadion.

Die vertrackte 7

Fortsetzung von Seite 13

und auf die Deutschen feuern? Den unterirdischen Stollen werden wir verminen und ihn zuschütten. Und morgen abend sitzen wir in meinem Bunker am fauchenden Samowar und bereden die Sache nachträglich, denn dann ist alles schon Vergangenheit.

Aber vielleicht? ... Nein, das kann nicht sein, das darf einfach nicht sein ... Nie mehr wird der Oberst sagen: „Ach, Ingenieur, Ingenieur ..."

Farber erhebt sich und zieht die Ohrenklappen herunter, der Frost hat zugenommen.

„Der Fritz fühlt sich ziemlich ungemütlich", meint er lächelnd, indem er die Bänder unterm Kinn zuschnürt. „Haben Sie unsere heutige Beute schon gesehen?"

„Was für eine Beute?"

„Das wissen Sie nicht? Ein Überläufer ..."

„Nanu?"

„Ich dachte, Sie wissen es. Er kam ganz früh an. Ich habe den Krieg satt, sagte er. Obendrein bei der Kälte. Aus einer Strafkompanie. Er wollte dem Offizier den warmen Pullover nicht abtreten, den er einem Gefallenen ausgezogen hat. Darum kam er in die Strafkompanie und dann unter den Panzer."

„Wie denn das?"

„Ja, unter den Panzer. Sie nennen ihn ‚Toteninsel'. Die Deutschen schicken nur Männer aus der Strafkompanie hin. Wer einen Tag unter dem Panzer sitzt, wird freigesprochen, wer zwei Tage da bleibt, kriegt das Eiserne Kreuz, und für drei Tage gibt es das Eiserne Kreuz erster Klasse. Bloß drei Tage lang hats bisher noch keiner geschafft."

„Aha ... Also steht ihnen der Panzer auch bis hier! Sehr schön."

„Er hat gesagt, sie ziehen fünf, sechs Tote täglich unter ihm hervor."

„Gut so."

Farber streckt mir die Hand hin.

„Also um fünf?"

„Ja, um fünf."

Stille.

Sogar die MGs unter dem Panzer feuern nicht und warten. Lissigor kauert in Filzstiefeln und Steppjacke vor der Höhle, die Zigarette in der hohlen Hand.

„Ist die Sprengladung schon da?" erkundige ich mich.

„Sie bringen gleich den Rest."

Ich halte das glühende Ende der selbstgedrehten Zigarette an die Uhr.

„Schon zwanzig vor drei."

„Noch zwei Stunden."

„Ja, zwei Stunden."

„Macht nichts, wir schaffen es."

Aus der Höhle kriecht ein Soldat mit einem Eimer und schüttet die Erde aus.

„Der Boden ist dort weicher. Jetzt geht's rasch ..." damit verschwindet er wieder unter der Erde.

Nach einer Stunde erscheint Tschumak mit vier Aufklärern. Ausstaffiert wie zur Parade, geschniegelt, die Koppelschnallen blitzen, die Leibchen frisch gewaschen.

„Na, jetzt wollen wir uns ein paar Orden verdienen, was, Ingenieur?" meint Tschumak lächelnd und macht es sich am Ofen bequem.

„Immer los, lohnt sich."

„Läßt du mich zuerst einsteigen?"

„Bitte, wenn du Lust hast."

Dann wollen wir uns erst mal eine Zigarette gönnen."

Wir rauchen.

In dem Augenblick schiebt sich Lissigor in den Bunker und schüttelt den Schnee vom Mantel.

„Prüf die Arbeit, Ingenieur."

„Fertig?"

„Ja."

„Schick die Männer weg. Bloß Tugijew soll bleiben. Leg ein halbes Dutzend Infanterieminen zurecht. Bestell dem Divisionspionier, er soll morgen herkommen. Wenn wir dann noch leben, genehmigen wir zusammen einen Schluck. Liegt die Schnur schon?"

„Garkuscha verlegt sie grade."

„Schön. Wenn er fertig ist, melde es."

Zehn vor fünf verlassen wir den Bunker. Es schneit wieder, diesmal in dichten Flocken, auf zehn Schritt Entfernung ist nichts zu sehen. Die Soldaten aus dem Bataillon tragen weiße Tarnmäntel, sie stehen schon vor dem Stollen, dick und plump wie Bären. Nun nähert sich Lissigor.

„Sollen wir anzünden?"

Ich drehe mich zu Tschumak um.

„Sind deine Männer bereit?"

„Jawohl."

„Und deine, Sinizyn?"

„Jawohl."

„Farber?"

„Jawohl."

Sonderbarerweise sprechen alle im Flüsterton. Ich erstatte Schirjajew die Meldung.

„Los", sagt er ebenfalls flüsternd.

Lissigor tritt mit knirschenden Filzstiefeln zum Eingang des Tunnels und kauert sich hin. Er hantiert unendlich lange, schließlich brennt die Schnur.

Tschumak reicht mir einen Dolch. „Nimm, wirst ihn brauchen können", und nähert sich der Höhle. Ich folge ihm.

Ich zähle eins, zwei, drei, vier, fünf.

Eine furchtbare Detonation erschüttert die Erde und die Luft. Für den Bruchteil einer Sekunde ist alles in ein blendendes grelles Licht getaucht.

„Los!"

Tschumak verschwindet im schwarzen Loch. ▶

Ich folge ihm. Hastig arbeite ich mich mit Händen und Füßen vorwärts. Der Gang ist eng. Lehmige Erde rutscht mir hinter den Kragen. Hinter mir schnauft jemand, sicher Tugijew. Wir krabbeln und krabbeln ... Der Stollen nimmt kein Ende. Es ist heiß und stinkt nach Trotyl ... Stopp! Tschumak macht Halt ... Er schaufelt die Erde beiseite ... Schon kriecht er weiter ... Ich sehe den Himmel ... Frostige Nachtluft ... Der Gang ist zu Ende ... Tschumak springt hinaus ... Ein Trichter wie bei einer Zweihundertkilobombe. Rechts oben steht schräg der Panzer, weiß vor dem schwarzen Himmel ... Da ist das Aas! Nur fünf, sechs Schritte entfernt!

Tschumak schleudert eine Handgranate, dann noch eine. Er rennt den Verbindungsgraben entlang und verschwindet ... Ich sacke irgendwohin ab ... Halte mich am kalten, frostigen Stahlrumpf des Panzers fest ... Ein Schrei ... Jemand stürzt auf mich, packt mich bei der Gurgel ... Ich stoße mit dem Dolch zu, noch mal, falle hin ... Krieche wieder weiter ... Schreien ..., Keuchen ... Schüsse fallen ... Ein fürchterlicher Schlag gegen mein Bein ... Ich verstehe gar nichts mehr.

„Jura, du?"

„Ja."

„Hast du Streichhölzer?"

„Eine Taschenlampe."

„Mach mal Licht."

Ich kriege die Lampe nicht aus der Tasche. Von hinten stößt jemand nach.

„Sind Sie's, Genosse Leutnant?"

„Warte ... Bleib doch stehn!"

Ich knipse das Lämpchen an. Tschumaks Gesicht. Seine Nase blutet. Ein toter Deutscher mit offenen Augen. Ein Maschinengewehr. Ringsum liegen verschossene Hülsen.

„Hier sind wir fertig ... Jetzt zurück!" Tschumak schiebt mich beiseite und kriecht los. Ich drehe mich um und fühle plötzlich meinen rechten Fuß an der Erde kleben ... Was ist denn das? Ist's die Möglichkeit? Ich leuchte mein Bein mit dem Lämpchen ab. Unterhalb des Knies sitzt ein winziges Loch im Stiefelschaft. Ich will das Bein heben, vor meinen Augen flimmert alles. Undurchdringliche Schwärze senkt sich über mich.

Ich werde getragen. Ein Zelt, groß und hell, an den Seitenwänden lange schwarze Schatten.

„Von der HKL?" fragt jemand.

„Ja", ertönt Garkuschas Stimme erneut.

Aber ich sehe ihn nicht, ich höre nur die Stimme. Was macht er hier?

„Legt ihn auf den Tisch."

Ich werde wieder angehoben und sehe mich dann völlig nackt auf einem Tisch liegen. Ich friere. Unter dem Rücken kaltes, widerwärtiges Wachstuch.

Jetzt kann ich Garkuscha sehen. Mit schwarzem Schnurrbart, im aufgeknöpften Schafpelz, die Pelzmütze in den Nacken geschoben, steht er da und grinst übers ganze Gesicht.

„Ich habe Sie hergebracht, Genosse Leutnant", er lächelt. „Ins Erholungsheim."

„Ist das das Sanitätsbataillon?"

„Jawohl."

„Haben wir den Panzer erbeutet oder nicht?"

Ich versuche, mir die letzten Ereignisse ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Klar. Ich habe gehört, wie Major Borodin den Divisionskommandeur angerufen hat."

„Was ist mit mir los – das Bein gebrochen?"

Ich hebe den Kopf an. Das rechte Bein ist geschwollen und mit Blut beschmiert. Die Wunde kann ich nicht erkennen.

Ein kaum mittelgroßes Mädchen mit straff um den Kopf geflochtenen schwarzen Zöpfen – sicher die Ärztin – beugt sich über mich. Hol's der Teufel ... Will sie mir das Bein ausreißen?

„Nicht so stürmisch, hol euch die Hölle!"

„Novokain", sagt die Ärztin zu jemand, ohne den Kopf zu heben, und wäscht mit einem kleinen Wattebausch das Blut rasch vom Bein. „Notieren Sie, Schura: das mittlere Drittel des Unterschenkels. Durchschuß und Knochenbruch. Die Wunde sauber. Blutverlust gering." Sie greift wieder nach der Spritze und sticht sie mir vier- oder fünfmal nacheinander unterhalb des Knies ins Bein, indem sie mit spitzen Fingern die Haut straff zieht. Jetzt fühle ich mein Bein überhaupt nicht mehr, nicht einmal, als die kleine blitzende Lanzette die säuberlichen, von den Kugeln stammenden Löcher in lange blutende Einschnitte verwandelt.

„Tetanusspritze verabreicht. Rivanol. Immobilisierung. Cramerschienierung."

Sie spricht rasch und abgehackt, als leiere sie eine Hausaufgabe herunter, und beachtet mich erst, nachdem mein stockgerades Bein vom Fuß bis zum Oberschenkel verbunden ist. „Im Lazarett wird Ihnen ein Gipsverband angelegt. Nichts Schlimmes. Sie ruhen sich anderthalb Monate aus, dann kommen Sie zurück." Auf ihrem Gesicht – erst jetzt bemerke ich, wie erschöpft es ist – erscheint ein Lächeln. „Der nächste!"

Ich werde vom Tisch gehoben.

Im Zelt, einem anderen, etwas kleineren Zelt, schüttelt Garkuscha das Stroh auf, breitet Dekken darüber, er hat fünf Stück mitgebracht.

„Danke, Garkuscha."

„Unters Kissen habe ich eine Feldflasche gesteckt. Damit Sie sich nicht langweilen."

„Hab Dank, Garkuscha. Mach dir keine Sorgen."

„Zugführer Lissigor hat sie mir mitgegeben. Damit er an uns denkt, hat er gesagt."

„Das ist nett. Bestell ihm meinen Dank. Vergiß es nicht."

Er steckt seine rauhe Hand unter die Decke und drückt mir die Hand. „Sie haben also doch Fieber." Nach einem Weilchen fügt er hinzu: „Na, werden Sie gesund ... Wenn die Flasche alle ist, bringen wir noch welchen, damit Ihnen die Zeit nicht lang wird."

Er zwinkert mir fröhlich zu und verschwindet. So beginnt mein langer, zwei Monate währender Lazarettaufenthalt.



Zeichnung: Kurt Klamann

„Darf ich Sie ins Schlepptau nehmen?"
„Nein, ein mot. Schütze hat mich bereits im Sturm erobert!"

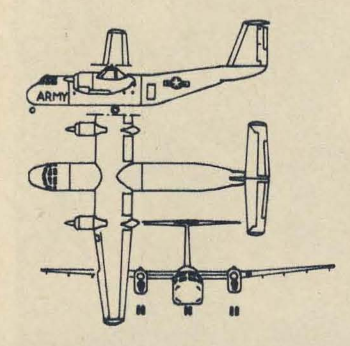
ARMEE-RUNDSCHAU 8/1969 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

De Havilland DHC – 5 „Buffalo" (Kanada)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	29,3 m
Länge	23,6 m
Höhe	8,7 m
Flügelfläche	87,0 m²
Leermasse	10 600 kg
Flugmasse max.	17 240 kg



Nutzlast	4 820 kp 35 Fallschirmjäger oder 41 Soldaten mit Ausrüstung oder 24 Verwundete liegend
Höchstgeschwindigkeit	430 km/h
Steigleistung	9,9 m/s
Gipfelhöhe	8 840 m
Reichweite	850 – 2 475 km je nach Zuladung
Triebwerk	2 PTL General Electric T 64 GE 10 je 2 850 PS oder T 64 GE 14 je 3 060 PS
Besatzung	3 Mann

Das taktische Transportflugzeug ist das Nachfolgemuster der „Carribou". Obwohl die „Buffalo" in der Zellengestaltung weitgehend der Caribou gleicht, unterscheidet sie sich doch durch eine andere Leitwerks- und Flügelform sowie durch einen verlängerten Rumpfbug und ein abgeflachteres Heck. Einige Bauteile und Vorrichtungen lassen sich für beide Muster verwenden.

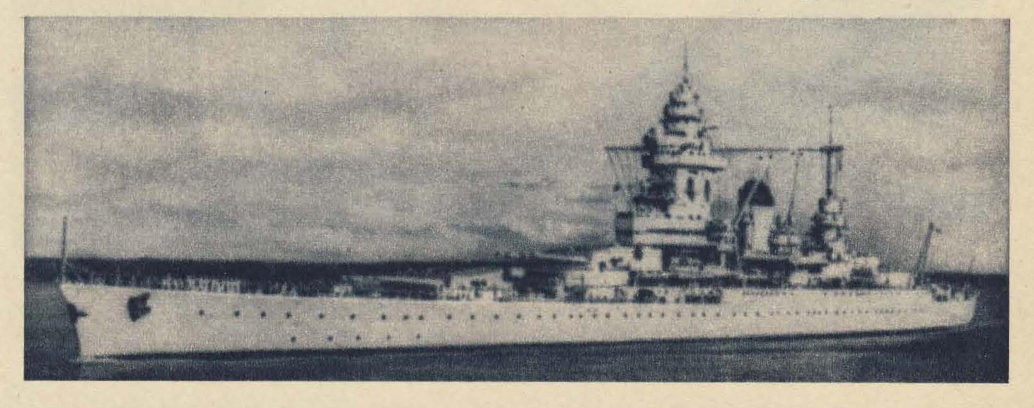
ARMEE-RUNDSCHAU 8/1969 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

Schlachtschiff „Strasbourg" (1936) (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	26 500 ts
Länge	205 m
Breite	31 m
Tiefgang	8,6 m
Höchstgeschwindigk.	31,5 kn
Fahrstrecke	7 500 sm
Antrieb	6 Turbinen mit Räderübertragung auf die Schraubenwelle, 125 000 PS
Bewaffnung	8 × 333-mm-Gesch.; 4 × 47-mm-Gesch.; 16 × 130-mm-Flak; 8 × 3,7-mm-Flak; 32 Fla-MG; 4 Seeflugzeuge
Besatzung	1 451 Mann

Die „Strasbourg" gehörte zu den ersten Neubauten nach dem ersten Weltkrieg. Sie lief im Dezember 1936 vom Stapel und wurde 1938 fertiggestellt. Die Masse ihrer Panzerung betrug insgesamt 11 000 t.

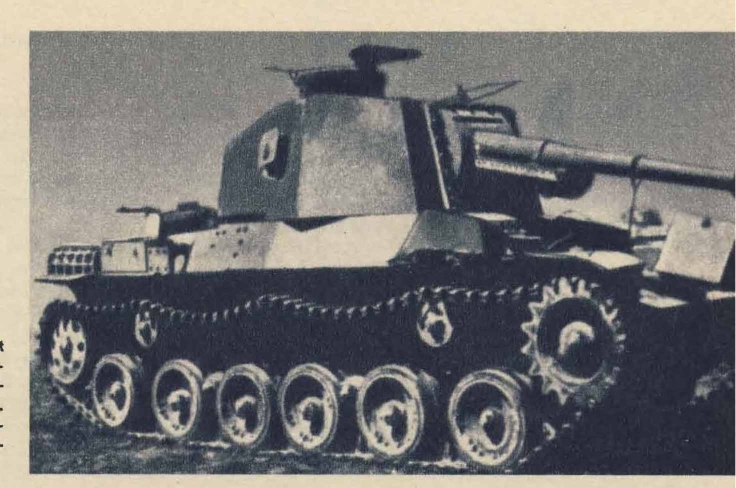


Mittlerer Panzer Typ 3 Chinu/1944 (Japan)

Taktisch-technische Daten:

Masse	18,8 t
Länge	5 730 mm
Breite	2 330 mm
Höhe	2 610 mm
Höchstgeschwindigkeit	39 km/h
Fahrbereich	210 km
Panzerung (max.)	40 ··· 50 mm
Motor	12-Zyl.-Diesel 240 PS
Bewaffnung	1 Kanone 75 mm, 1 MG 6,5 mm
Besatzung	5 Mann

Der Panzer wurde ab 1944 verstärkt in den Panzereinheiten der Infanterie-Divisionen auf dem südostasiatischen Kriegsschauplatz eingesetzt. Er entstammt einer Entwicklungsreihe, die Mitte der 30er Jahre begann.



Universal-pioniermaschine DOK (ČSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	28 100 kg
Länge mit Universalschaufel	10 420 mm
Länge mit Planierschild	10 300 mm
Breite	3 150 mm
Höhe	3 150 mm
Spurbreite	2 450 mm
Höchstgeschwindigk.	57 km/h (kurzfristig)
Leistg. beim Aushub von Gruben	70 ··· 100 m³/h
Zugleistung	60 Mp (Straße)
Aktionradius	320 km
Steigfähigkeit	30°
Watfähigkeit	1500 mm
Motor	6-Zyl.-Diesel T 930-42, 255 PS Dauerleistung
Bedienung	1–2 Mann

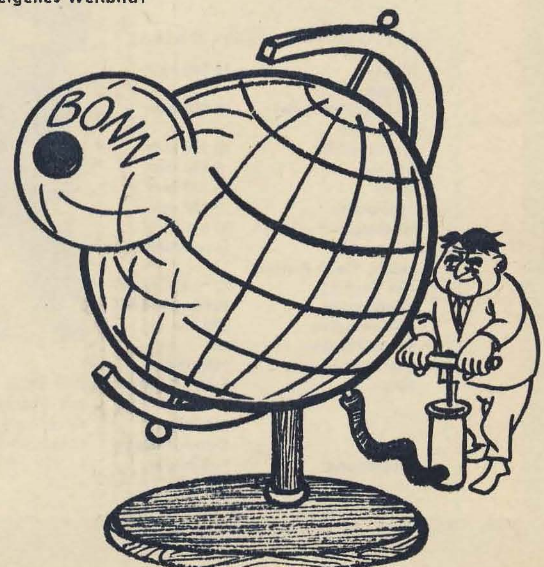
Die DOK ist ein Radplanierer, der mit Planierschild wie ein Radbulldozer und mit Ladeschaufel wie ein Schwenkschaufler eingesetzt wird, – für Erdarbeiten, Stellungsbau, Straßen- und Wegebau, Hindernis- und Trümmerbeseitigung. Vorder- und Heckteil sind durch ein Spezialgelenk miteinander verbunden.

ENTDECKUNG DES VERDERBENS

Porträt einer Wandlung • Aufgezeichnet von Hauptmann Lothar Kitzing

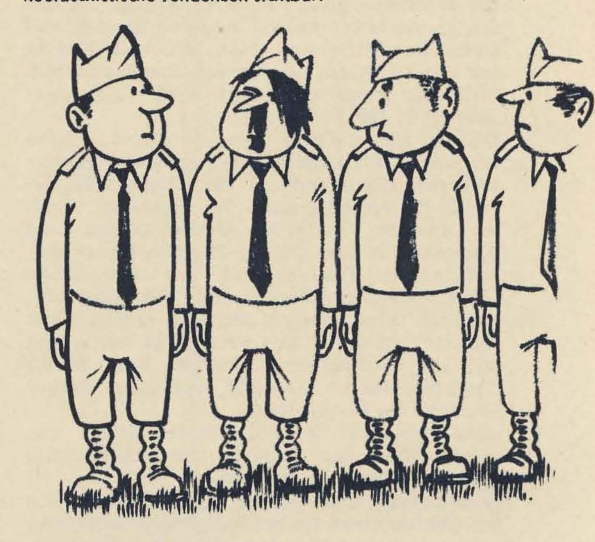
Volkstrauertag 1968. Die Fähnriche und Offiziershörer der Heeresoffiziersschule II in Hamburg-Wandsbeck sind in der Aula versammelt. Alles verharrt in Schweigen. Eine metallisch harte Stimme liest Namen vor, zwei, drei Seiten nur Namen und Dienstgrade — aus dem Gefallenenbuch des Kaiser-Alexander-Regiments, dessen Tradition diese Schule pflegt und das schon bei Douaumont dabei war und im Winter 1941 vor Moskau vollständig aufgerieben wurde.
Dann erhebt sich ein Greis und geht zum Rednerpult, geführt von einer nicht mehr jungen Frau. Der Greis bedarf der Hilfe der Tochter, denn er ist blind. Es ist der letzte Kriegskommandeur des Regiments, und für ihn ist die Welt im Jahre 1941 stehengeblieben.
Deshalb spricht er, erfüllt von Erinnerungen, von alles überstrahlenden Soldatentugenden, über den Heldenmut und die Sterbensbereitschaft der Gefallenen, deren Ruhm alle Zeiten überdauere und denen es nachzueifern gelte. Es ist wie ein Gleichnis. Ein makabres Abbild der Politik der herrschenden Klasse in diesem Staat und in dieser Armee:
Geschlagen — aber keine Lehren aus dieser Niederlage ziehend; blind für die entscheidenden Veränderungen in der Welt — und bereit, erneut die Fanfare des Krieges zu blasen.
Nicht alle in diesem Saal sind gerührt. Mancher fühlt den Anachronismus dieser Zeremonie. Und ein Offizier ist darunter, ein Angehöriger des Lehrkörpers sogar, der durchschaut, wie gemein und skrupellos hier edle Gefühle mißbraucht und in eine unheilvolle Entladung gedrängt werden sollen.
Wenige Monate später, im Mai 1969, zieht dieser Offizier in Berlin auf einer Pressekonferenz des DDR-Fernsehens das Fazit seines bisherigen Lebens:
„Ich wollte und konnte nicht schweigen, als ich erkannt habe, daß die Politik der Bundesregierung nicht, wie sie so lautstark vorgibt, dem Frieden dient, sondern diesen immer wieder gefährdet und ständig neue Krisen in Europa schafft ... Ich will mit meinem Schritt ein Zeichen geben ..."
Der 44jährige Major hat 12 Jahre in der Bundeswehr Dienst getan. Ihm winkte eine aussichtsreiche Karriere: Nach jahrelanger Tätigkeit als Truppen- und Stabsoffizier in der 11. Panzergrenadierdivision sowie als Taktiklehrer sollte er nunmehr das Kommando eines Panzerbataillons übernehmen. „Es gibt nicht so viel Panzerbrigaden, und für einen weiteren Aufstieg ist es äußerst günstig, wenn man an der Basis arbeitet; deshalb reißt sich alles um so eine Funktion.".
Auf alles das hat Hans-Joachim Kruse verzichtet und ist in die DDR übergetreten. „Ich habe Jahre gebraucht, bis ich zu meiner jetzigen Überzeugung kam ..."
Er hat selbst noch die Drillmethoden der Naziwehrmacht als junger Soldat erlebt, und da faszinierte ihn, den Pädagogen und Realschullehrer, die Möglichkeit, Graf Baudissins so bestechend demokratisch anmutende Grundsätze der „Inneren Führung" in der Praxis anzuwenden. Ihm imponierten solche Sätze wie: „Die Vorgesetzten sollen an das Verantwortungsgefühl der Soldaten appellieren. Mit einer Kniebeuge etwas errreichen zu wollen, würde bedeuten, daß man einen sozusagen mechanisch funktionierenden Soldaten anstrebt; aber wir können nur mit Männern arbeiten, die neben rein militärischer Tüchtigkeit auch die Überzeugung haben, Verteidigungswürdiges zu verteidigen." Das klingt gut. Kein Kommißton, keine Unterdrückung der Persönlichkeit, keine Verletzung der Menschenwürde mehr.
Eine demokratische Armee!
„Ich wurde zum glühenden Anhänger Baudissins."

„Wenn auch andere vor Wut platzen, wir haben unser eigenes Weltbild!"



Er durchschaute nicht, daß das System der „Inneren Führung“ lediglich eine Anpassung an die weltpolitischen Veränderungen und an die Revolution im Militärwesen darstellte sowie der demokratischen Tarnung diente. Und er ahnte nicht, daß 13 Jahre später, 1969, der stellvertretende Heeresinspekteur, Generalmajor Hellmut Grashey, als Vertreter jener Gruppe, die die „Innere Führung“ ausschließlich als Tarnung betrachtet, unter dem Beifall von 100 Generalstäblern erklären würde:
„Die Innere Führung trägt die Hauptschuld an der inneren Not der Bundeswehr; das darin enthaltene Disziplinarrecht war nur eine Konzession an die SPD, um sie für die Wiederbewaffnung zu gewinnen; die Bundeswehr muß diese Maske nun endlich ablegen, die wir uns damals vorgehalten haben.“
Hans-Joachim Kruse läßt sich durch die demokratischen Formen über den imperialistischen Charakter dieser Armee und dieses Staates täuschen. Die glänzende Verpackung steht ihm für den Inhalt.
Ihm ist der Bonner Staat immer noch der beste aller Staaten, und er hat mit seinen Leuten keine Erziehungsschwierigkeiten, bei ihm spuren sie. Höheren Orts wird seine erzieherische Leistung positiv vermerkt, und seine fachlich qualifizierten Hinweise bei der „Entfeinerung“ des „Leopard“-Panzers finden den wohlwollenden Beifall der zuständigen Stellen im Ministerium.
„Ich war sehr glücklich in diesen Tätigkeiten, und mich quälten weder Zweifel noch Skrupel.“
Immerhin beschäftigt ihn bereits damals die Gedankenlosigkeit der meisten Soldaten. Sie sind nicht gewohnt, in politischen Zusammenhängen zu denken. Dennoch identifizieren sich die meisten mit diesem Staat und seiner Armee. Später wird er als Taktiklehrer erleben, daß dagegen sein vielleicht begabtester, klügster „Schüler“ die Offizierslaufbahn ausschlägt, weil dieser sich nicht zu dieser Armee bekennen kann. ‚Was ist faul an ihr, daß charakterlich so Wertvolle nicht mit ganzem Herzen dabei sein können?‘ fragt er sich.
Bei der Vorbereitung auf eine Rede zur Vereidigung stößt er zum ersten Mal auf die vom Ministerium diesbezüglich herausgegebenen Richtlinien, wo es heißt, daß sich der Soldat der Bundeswehr nicht nur verpflichtet, „Recht und Freiheit in der Bundesrepublik zu verteidigen, sondern des ganzen deutschen Volkes. Die Bundesrepublik ist Sprecher und Sachwalter auch derjenigen Deutschen, denen es verwehrt ist, in einem gemeinsamen deutschen Staatswesen mit uns zu leben ...“
Blitzartig kommt Hans-Joachim Kruse der Gedanke: Viele Soldaten haben kein Staatsbewußtsein, weil dieser Staat sich selbst als „Übergangslösung“ hinstellt. Und Kruse gewinnt die Erkenntnis: Dieser Staat will selbst nicht Vaterland sein, sondern für ein großes Ganzes stehen, das nur durch Vereinnahmung eines anderen existenten Staates auf deutschem Boden möglich ist.
„Ich erkannte, daß dies unredlich ist, was man

In der „Inneren Führung“ werden in zunehmendem Maße neofaschistische Tendenzen sichtbar.

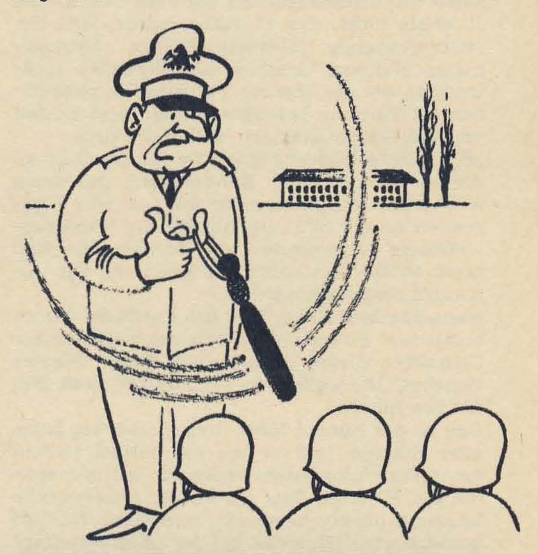


„Das wichtigste für einen Bundeswehrsoldaten ist eben, NPD-Mitglied und Gefreiter werden.“

da vom Soldaten fordert. Schon mit dem Eid übernimmt er faktisch die Verpflichtung zur Teilnahme an einem Eroberungskrieg.“ Sein Rezept ist denkbar einfach: Beschränkung der Bundeswehr auf den Verteidigungsfall; Eliminierung dieser Eidesformel; Anerkennung der DDR.
Diese Einsicht nimmt ihn gefangen, und er glaubt, sein Appell könnte der berühmte Funke im Pulverfaß sein und alle Leute mitreißen. Es soll noch eine Weile dauern, bis er von dieser Illusion geheilt ist. Er übersieht, daß es mehr seine eigenen bisher latent schlummernden Zweifel sind, die er hier in die längst revanchistisch verseuchte Masse der Bundeswehrangehörigen hineinprojiziert.
Er spricht über diesen Fragenkomplex mit Kameraden und Vorgesetzten aller Dienstgrade. Sogar mit Leuten vom Ministerium. Aber dort erntet er nur Achselzucken oder wird scheel angesehen. Er wendet sich an „Panorama“ vom westdeutschen Fernsehen. Er schreibt in der Wochenzeitung „Die Zeit“; aber er predigt in den Wind.
Aber welches Echo erwartet denn Major Kruse? Auf wen zählt er? Ist er sich überhaupt klar, was er da verlangt?
Die Aufgabe des Alleinvertretungsanspruchs straft die Gründer und Einpeitscher dieses Staates und der Armee im Nachhinein Lügen. Denn diese Bundeswehr wurde doch gegründet u. a. mit der Behauptung, daß die Sowjetunion einen Teil Deutschlands annektiert habe und sich daraus der Anspruch auf Wiederbewaffnung und Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete ableite. Außerdem und vor allem aber ist man weniger denn je heute bereit, diese

„Ansprüche“ aufzugeben. „Die Verpflichtung der Bundesrepublik“, heißt es offiziös, „Streitfragen zwischen ihr und ‚anderen Staaten‘ mit friedlichen Mitteln zu lösen, bezieht sich nicht auf die DDR, da sie von der Bundesrepublik nicht als Staat anerkannt wird.“ („Europa-Archiv“ 24/1967.)
Oder erwartet Kruse etwa ein positives Echo bei jenen Offizieren vom Typ seines Vorgesetzten, des Kommandeurs der Heeresoffiziersschule II, Brigadegeneral Dr. Hermann Wulf: Im zweiten Weltkrieg Oberstleutnant und Kommandeur des „Führer-Begleit-Regiments“, Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub. „Eine vielseitige, faszinierende Persönlichkeit, aber ich traue ihm zu, wenn er grünes Licht erhielte, würde er sich Freiwillige holen und mit 120 Leutnanten versuchen, nach Berlin durchzubrechen.“ Es gibt tausende solcher Wulfe in der Bundeswehr.
Aber vielleicht konnte Major Kruse von seinem Kreis der jüngeren Offiziere bis zum Major Zustimmung erwarten?
Gewiß, auch unter diesen gibt es genug, die das Fehlen eines sie befriedigenden Leitbildes bedauern. Aber ihre Vorstellungen, wie man das ändern müßte, sind sehr weit von Kruses Ansichten entfernt. Sie lasten es dem Staat an, daß er zu wenig dagegen tut, wenn ein Teil der Bevölkerung diese Armee als notwendiges Übel ansieht. Sie beklagen in ihren Casinogesprächen, „daß man aus Rücksicht vor der internationalen Öffentlichkeit so lange zögert, ihnen einen gesellschaftlichen Sonderstatus zu gewähren“. Sie fordern, daß „der Ehrendienst an der Nation auch in der Nation herausgehoben wird“, oder wie derlei verschwommene Losungen lauten, die letztlich darauf hinauslaufen, als Leitbild des Offiziers einen neuen Kastengeist und Korpsdünkel offen zuzulassen, der dem Bundeswehrangehörigen in einer Umwelt, die Reichtum und gesellschaftliches Prestige über alles stellt, das nötige Selbstbewußtsein verleiht und dazu beiträgt, daß dem Zivilisten beim Anblick eines solchen uniformierten Helden wieder „das Wasser im Hintern kocht“.
Nein, von dieser Kategorie ist ebenfalls nichts zu erhoffen. Noch manchen Anlauf macht Major Kruse, um die Öffentlichkeit und seine Dienstkameraden aus der Lethargie zu reißen. „Ich erkannte, daß durch die Änderung des § 91 des Grundgesetzes die Bundesregierung freie Hand wollte, die Streitkräfte auch zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele im Innern bei politischen Unruhen einzusetzen. Auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen über die Pläne und die Taktik bei der Praktizierung solcher Einsätze warnte ich die Öffentlichkeit noch vor der Verabschiedung der Notstandsgesetze.“ Er kritisiert die Bestrebungen, die Offiziere in Vernehmungstechnik und Haussuchungstaktik zu unterweisen, er brandmarkt die Verschleppungstaktik in bezug auf den Atomsperrvertrag, aber seine Stimme, die Stimme der Vernunft, verhallt ungehört.
„Solche Offiziere, die den moralischen Mut, die

Die gesunde Einstellung vieler junger Menschen zum selbstlosen Einsatz für die Gemeinschaft wird geschickt benutzt, um sie fester an den Bonner Staat zu binden. Deshalb wird dieser als Ausdruck der „Klassenharmonie“ dargestellt.

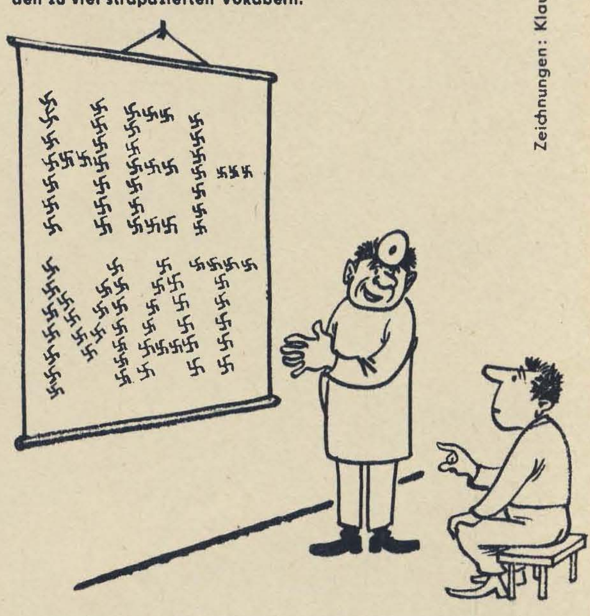


„. . . und ehe wir zur Waffe greifen, läßt sich auch manchmal mit diesem Gummiinstrument die Klassenharmonie wieder herstellen.“

geistige Unabhängigkeit und die tiefe Vaterlandsliebe eines Scharnhorst und Gneisenau haben und die sich aus politischem Verantwortungsgefühl auch gegen eine opportune Zeitstömung stellen, sind in der Bundeswehr nicht vorhanden. Man hat ihnen das Rückgrat ausmontiert und eine Gummistange dafür eingesetzt. Ich war ein Rufer in der Wüste. Das war eine herbe Enttäuschung für mich.“
Dafür dringt die Stimme einer politischen Fraktion an die Öffentlichkeit und in die Bundeswehr, die sich nicht über einen Mangel an zustimmendem Echo beklagen muß. Es ist eine Gruppe, die auch ganz genau die Halbheiten, schwachen Stellen und Verlogenheiten des politisch-ideologischen Fundaments dieser Bundeswehr erkennt. Ihre Ansichten sind der diametrale Gegensatz der Kruseschen Gedankengänge. Während dieser den Verzicht auf den aggressiven Ausgangspunkt der Bundeswehr fordert und eine echte demokratische Alternative anstrebt, fordern jene die Liquidierung auch der letzten demokratischen Formen und die stärkere und konsequentere Rückbesinnung auf die aggressive Gründungsakte der Bundeswehr. Ihre Argumentation ist wie die Kruses einfach, aber es ist die Stimme der offenen Kriegsvorbereitung und des ungeschminkten Abenteurertums: ‚Wenn wir auf dem Alleinvertretungsanspruch bestehen, wenn die DDR nur ein zu eroberndes Gebilde ist und wenn die außerparlamentarische Opposition außerhalb der Gesetze steht und ein

Krebsschaden der Gesellschaft ist, dann weg mit der „Inneren Führung", und her mit einer rigorosen Disziplinarordnung. die dem Vorgesetzten wieder freie Hand läßt, mit bewährten alten Methoden politische Lauheit auszumerzen, und die aus der Bundeswehr wieder eine Armee aus einem Guß macht, vor der die Welt erzittert.'
Mit Bestürzung und Entsetzen betrachtet Major Kruse das Anwachsen dės Einflusses der NPD und NPD-Gedankenguts in der Bundeswehr. „Vor etwa zehn Monaten wurde in einer vertraulichen Mitteilung des Führungsstabes der Bundeswehr die Zahl von etwa 400 NPD-Mitgliedern unter den Soldaten in der Bundeswehr genannt. Vor wenigen Wochen bezifferte Herr von Thadden vor Journalisten in Nürnberg diese Zahl mit etwa 1000. Das wäre in einem knappen Jahr eine Zunahme um 150 Prozent. Wesentlich größer ist natürlich die Zahl der Offiziere, die zwar noch nicht aktive Mitglieder dieser Partei sind, deren politische Auffassung sich aber weitgehend mit dem Programm dieser Partei deckt. Dabei muß vor allen Dingen die multiplizierende Wirkung von militärischen Vorgesetzten gesehen werden, die ja bei der Truppeninformation, in der Kantine oder in der Unterkunft ihren Einfluß auf die Unterstellten ausüben."
Unser Gesprächspartner erwartet, daß sich diese Einwirkung erheblich verstärken und die Zahl der NPD-Mitglieder vergrößern wird, wenn es der NPD im Herbst gelingen sollte, in den Bundestag einzuziehen. Herr von Thadden sieht sich jedenfalls schon dort, und er weiß, daß die Bundeswehr das ihre dazu tun wird. Alle erwähnten Ressentiments saugt diese Partei auf, und sie brüstet sich damit, daß jeder vierte Bundeswehrangehörige ein potentieller Wähler dieser Partei sei. Von Thadden meldet voller Stolz, welche Offiziere bereits für seine Partei in den verschiedenen Wahlkreisen kandidieren, und er prahlt damit, daß in der Mitgliederliste seiner Partei ein Bundeswehrgeneral und sechs Oberste stehen und ein zweiter General seine Aufnahme beantragt habe. All jene wissen sehr gut, daß man in Bonn zu gegebener Zeit auf sie rechnet und daß sie gebraucht werden. Nur – zu lange dauert ihnen das Warten, sie wollen, daß ihre Gesinnungsgenossen im Lichte, auf Ministersesseln, in Generalsroben und in lukrativen Staatsämtern sich offen zu ihnen bekennen.
Denn im Grunde sind sie doch legitime Kinder des 20jährigen CDU/CSU-Regimes. „Wir lehnen es ab, die ‚Realität' der kommunistischen Eroberungen von 1945 anzuerkennen", heißt es im NPD-Programm. Und der Strauß-Freund und CSU-Bundestagsabgeordnete und zugleich Führer der „Sudetendeutschen Landsmannschaften", Becher, geiferte: „Eher wird Polen ein viertel Mal geteilt, als daß Breslau ewig Wrocław heißen wird. Eher wird die Tschechoslowakei ein viertes Mal zerschlagen, als daß Karlsbad immer Karlovy Vary heißen wird."
Und ein weiteres Beispiel der Regierungslinie

Rechtsruck und steigende Aggressivität der Bundeswehr werden begleitet von einer „vaterländischen Welle" – Begriffe wie „Vaterland", „Heimat" und „Nation" wurden zu viel strapazierten Vokabeln.



„Hauptsache sie verstehen den geistigen Inhalt."

Zeichnungen: Klaus Arndt

hatte Major Kruse ja auch an seiner Schule kennengelernt. Der Kommandeur, Brigadegeneral Dr. Wulf, hatte Offiziere und Fähnriche der Schule in die Hamburger Marienkirche befohlen – zum Einsatz gegen die außerparlamentarische Opposition. Das hatte in der Öffentlichkeit nicht wenig Staub aufgewirbelt. Doch ein paar Wochen später konnte der General stolz an der Schule zum besten geben: Auf einer Kommandeurstagung habe Minister Schröder bei ihm Halt gemacht und ihn angesprochen: „Sind Sie nicht der Wulf? Marienkirche und so?" Mit einem Lächeln sei er dann weitergegangen.
„Unter diesen Bedingungen habe ich keine Möglichkeit mehr gesehen, durch ein offenes Auftreten als Offizier der Bundeswehr für Frieden und Entspannung zu wirken. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Ich habe gestern einer Vereidigung neuer Soldaten der NVA beigewohnt. Ich sah, wie sehr die Soldaten die Wichtigkeit des Augenblicks fühlten und wie großen Anteil die Bevölkerung nahm. Diese Soldaten wissen, was sie zu verteidigen haben, dieser Staat hat keine weiterzielenden Gebietsansprüche in Deutschland oder anderswo. Aus dieser klaren Begrenzung erwächst ein realistisches und optimistisches Staatsbewußtsein ihrer Bürger, und diese NVA als Verteidigerin dieses Staates ist in ihm völlig integriert. Ich glaube, Sie haben im 20. Jahr des Bestehens der DDR die glückliche Gewißheit, im besseren Teil Deutschlands zu leben."

Klaus Krumsieg,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
im Deutschen Armeemuseum

Die Luftstreitkräfte / Luftverteidigung
der NVA

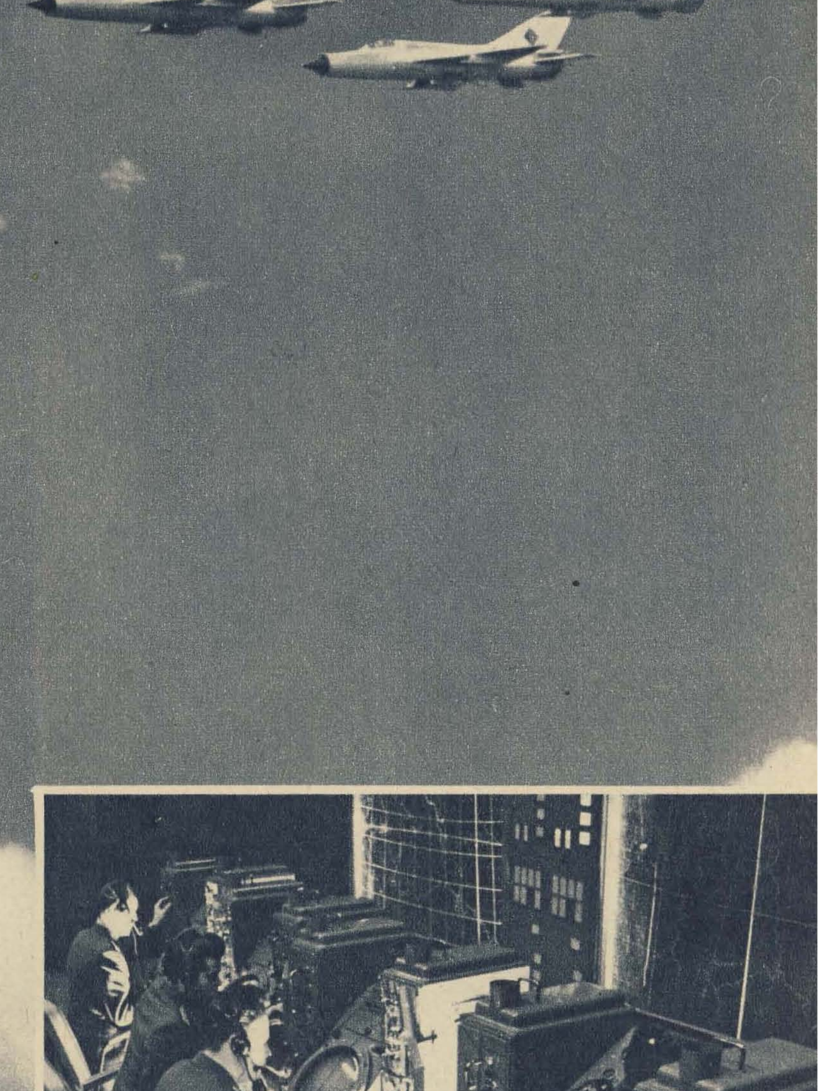
Jederzeit gefechtsbereit

Cottbus am ersten Oktobersonntag des Jahres 1956: Seit den frühen Morgenstunden sind jung und alt auf den Beinen – Richtung Flugplatz. Ein Ereignis besonderer Art zieht sie an, das I. Kultur- und Sportfest unserer jungen Luftstreitkräfte. Die Cottbuser kennen zwar schon seit etlichen Wochen das surrende Geräusch der Tiefdecker mit dem Sternmotor, aber jetzt sollen sie erstmals die Flugkunst ihrer Flieger vorgeführt bekommen.

40 000 säumen bereits den Flugplatzrand, als vier Kolbenmotorflugzeuge vom Typ Jak-18, die Fahnen der vier Teilnehmerländer – UdSSR, Volkspolen, ČSR und DDR – tragend, über den Platz fliegen und das Programm einleiten. Kunstflugvorführungen auf Schul- und Trainingsflugzeugen folgen. Luftballons steigen auf, werden von den Fliegern gejagt und mit der Luftschraube „abgeschossen". Manches anerkennende Wort wird geäußert. Mitten in den Beifall auf „offener Szene" platzt ein Heulen und Fauchen, so daß sich viele der Zuschauer instinktiv ducken. MiG-Strahljäger der befreundeten Luftstreitkräfte rasen im Tiefflug über die Köpfe der 40 000, steigen auf 2000 m Höhe und zeigen ein Kunstflugprogramm voller Präzision und fliegerischer Artistik. Rückenflug, Sturzflug, Aufschwung mit Rolle – alles im Verband, wie am Schnürchen gezogen.

Etwas wehmütig beobachten unsere Flieger dieses Schauspiel, und ein wenig Neid erfaßt ihre Herzen: Die Maschinen müßten wir haben, so fliegen können. Aber noch sind die Jak-11 und Jak-18 ihre „Normausstattung", noch heißt es schulen und lernen, d. h. fliegen und nochmals fliegen. Schon zeigte eine kleine Gruppe von den Unseren perfektes Können, und es war Gewißheit, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis auch wir die MiG steuern.

So war es auch. Nachdem sich unsere Flugzeugführer die Grundlagenkenntnisse der fliegerischen Ausbildung er-





Die Rohrflak – im Bild 100-mm-Flak beim Feuern – spielt im System der Luftabwehr keine geringe Rolle. Sie ergänzt die Fla-Raketen.

Fla-Raketenkomplexe wirken eng mit den sicherstellenden Mitteln (Funkmeßtechnik), den Jagdfliegern sowie mit den Kräften der Land- und Seestreitkräfte zusammen.

worben hatten, begann die systematische Umschulung auf die Strahlflugzeuge, auf die MiG-15, die bereits im Kampf des koreanischen Volkes gegen die USA-Aggressoren ihre Leistungsfähigkeit bewiesen hatte. Die Umschulung brachte nicht nur für das fliegende, sondern auch für das technische Personal und für die Stäbe komplizierte Aufgaben mit sich. Die Jak-Flugzeuge waren in Gegenüberstellung zur MiG wirklich einfache Flugzeuge. Unsere kleine Tabelle in diesem Beitrag sagt das eindeutig aus.

Aus diesen Fakten ist zu ersehen, daß der Übergang auf das Strahlflugzeug erforderte, das fliegerische und technische Personal völlig neu auszubilden. Beharrliche Arbeit und viel Fleiß waren notwendig, um in kurzer Zeit die MiG beherrschen zu lernen und das Niveau der Waffenbrüder zu erreichen.

Im September 1959, während einer Anlandeübung mit den Land- und Seestreitkräften, legten unsere Flieger ihre erste größere Bewährungsprobe ab; hierbei flogen sie bereits den Nachfolger der MiG-15, die MiG-17. Das Flugzeug war in mehreren Ver-

Jak-11		Mig-15
Gemischtbauweise		Ganzmetall
Kolbentriebwerk		Strahltriebwerk
Spornrad		Bugrad
Benzin		Kerosin
nur Preßluftsystem		Preßluft- und Hydrauliksystem
Kabine nicht hermetisch		hermetische Kabine
fester Sitz		Katapultsitz
Kurzwellenstation		UKW-Station
Funkhalbkompaß		automatischer Funkkompaß

TAKTISCH-TECHNISCHE DATEN

	Jak-11	Mig-15
Höchstgeschwindigk.	450 km/h	1050 km/h
max. Gipfelhöhe	7100 m	15000 m
Reichweite	1000 km	1300 km, 1800 km mit Zusatztanks
Bewaffnung	1 MG, 12,7 mm	2 Kanonen NR 23, 1 Kanone NR 37

sionen entwickelt worden (MiG-17; MiG-17 F; MiG-17 PF) und besaß sehr gute Flugleistungen und Kampfeigenschaften. Die MiG-17 war auch bereits mit Raketen bewaffnet.

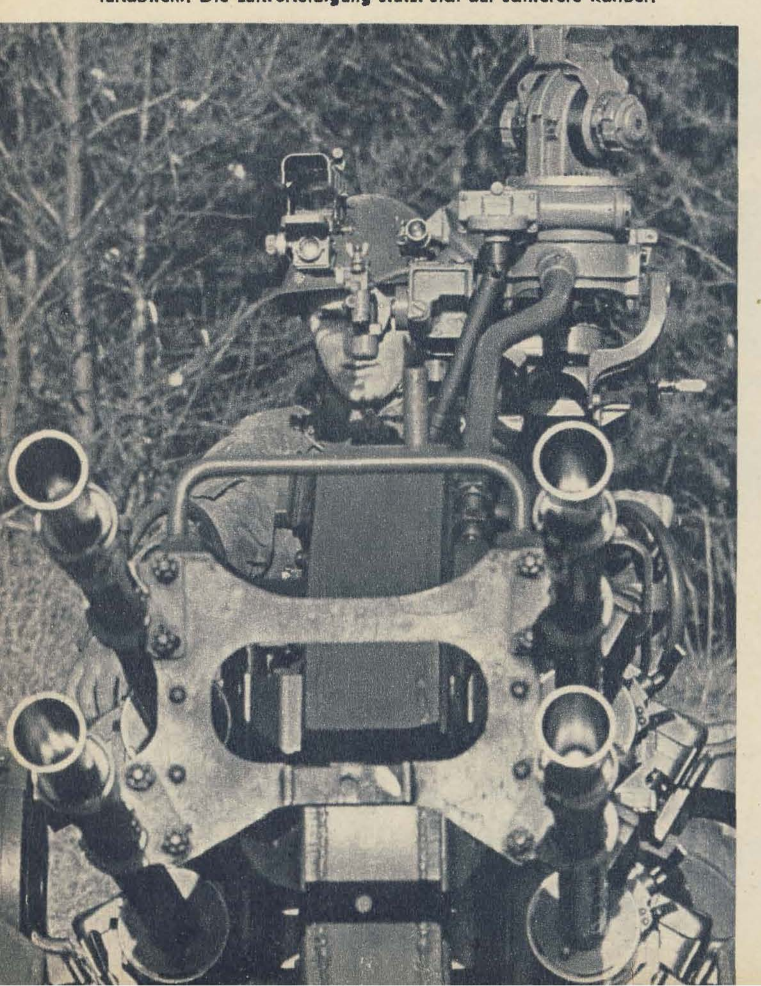
Der hohe Leistungsstand des sowjetischen Flugzeugbaus sowie der sowjetischen Verteidigungsindustrie allgemein ermöglichte uns die fortlaufende Modernisierung der Luftstreitkräfte. Mit der MiG-19 erhielten sie das erste Überschalljagdflugzeug. Heute hinterlassen MiG-Abfangjäger ihre Spuren am Himmel der DDR, über die die Westpresse, bezogen auf den Einsatz in Vietnam, schreibt:
„Die Leistung dieser modernen MiG-Maschinen mit Delta-Tragflächen in Luftkämpfen bei Überschallgeschwindigkeit war für die Amerikaner überraschend und schockierend. In Berichten aus Saigon heißt es, daß die MiG-21 eine Geschwindigkeit und Wendigkeit an den Tag legen, die die Schätzungen der USA übertreffen..." (Daily Mail, 20. 8. 67).

Die Einführung der MiG-21 warf natürlicherweise wiederum neue Probleme hinsichtlich der Wartung, des taktischen Einsatzes, der Flugzeugführung und der Leitung von Abfangjägern auf. Mit Elan und persönlichem Einsatz meisterten die Flieger auch sie.

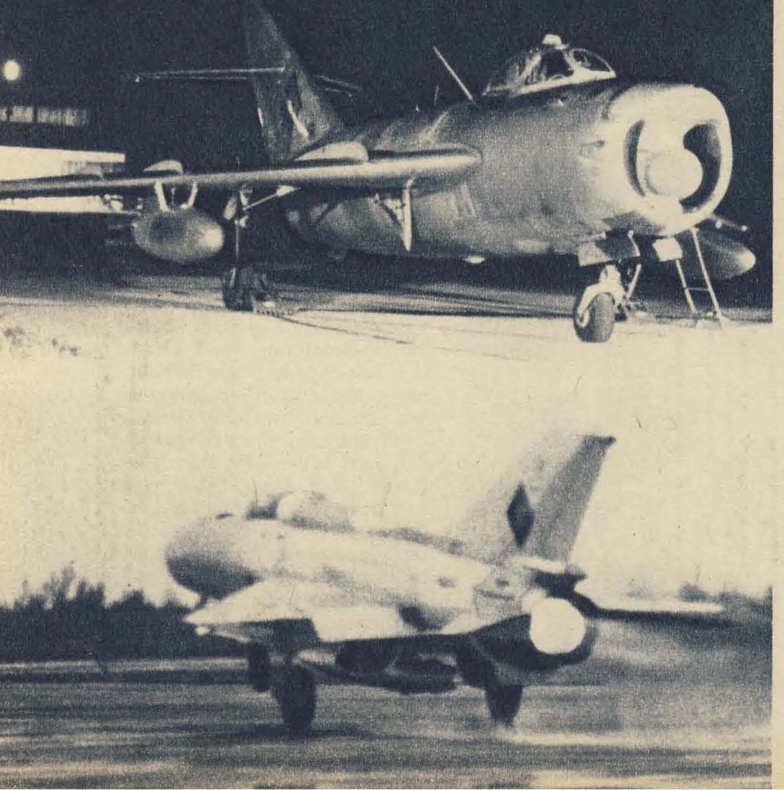
So wie die Angehörigen der Luftstreitkräfte, so trugen auch die Genossen der Luftverteidigung intensiv zu der kontinuierlichen Entwicklung dieses wichtigen Zweiges der Landesverteidigung bei. Auch sie gingen einen nicht weniger schweren Weg. Sie begannen mit 57-mm- und 85-mm-Flak, mit Fla-MG und einfachen Kommandogeräten und schulten auf die moderne Fla-Raketentechnik um.

Am 1. Mai 1962 rollten zum ersten Male Luftabwehrraketen jenes Typs, mit dem der U-2-Flieger Powers abgeschossen wurde, an der Ehrentribüne auf dem Marx-Engels-Platz vorüber. In Luftverteidigungsübungen wie z. B. „Zenit" und „Bumerang" (1963) bewiesen die Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, daß sie in der Lage sind, unter beliebigen Witterungsbedingungen, bei angenommenem Einsatz von Massenvernichtungswaffen und aller Art Störmittel durch den Gegner, erfolgreich mit den verbündeten Flieger- und Luftverteidigungskräften der sozialistischen Militärkoalition und mit den anderen Teilstreitkräften zusammenzuwirken. ▶

Das 14,4-mm-Fla-MG ist nach wie vor eine wirkungsvolle Waffe der Truppenluftabwehr. Die Luftverteidigung stützt sich auf schwerere Kaliber.



Im Diensthabenden System der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung des Warschauer Vertrages sind ihnen besonders verantwortungsvolle Aufgaben übertragen. Dafür stehen ihnen die modernsten technischen Mittel zu Verfügung: Flugzeuge, Flugsicherungsanlagen, Funkmeß- und Funkstationen, halbautomatische Führungs- und Leitsysteme, moderne Rohrflak und Fla-Raketen. Alle diese Luftverteidigungsmittel sind Waffen des Sieges. So wie die MiG-21 der Schock der US-Piloten wurde, so stellen die sowjetischen Fla-Raketensysteme, wie die amerikanische Luftwaffenzeitung „Air Force" schrieb, „die tödlichste Waffe dar ... die jemals im Kampf gegen Flugzeuge eingesetzt wurde ...".
Seit den ersten öffentlichen Vorführungen in Cottbus sind knapp 13 Jahre vergangen. Sie verflogen im „Überschall". In dieser für das moderne Militärflugwesen sehr kurzen Zeit entstand eine mit moderner, leistungsfähiger und standardisierter Bewaffnung und Kampftechnik ausgerüstete Teilstreitkraft.
Das Geheimnis ihrer überaus schnellen Entwicklung liegt sowohl in der Bereitschaft un-



Auf den Schulflugzeugen Jak-11 und Jak-18 (Foto), den ersten Flugzeugen unserer Luftstreitkräfte, erhielten die jungen Flieger ihre Grundlagen der fliegerischen Ausbildung.

Auch die Mechaniker mußten bei der Umstellung auf Strahlflugzeuge völlig umlernen. Der Wartungsaufwand erhöhte sich auf 200 %.

Die MiG-17 stellte wiederum neue Ansprüche an die Flieger und Warte. Die Raketenbewaffnung setzte für den Luftkampf neue Maßstäbe.

Uberschall-Abfangjagdflugzeuge, die Geschwindigkeiten im Bereich von Mach 2 und mehr erreichen, operieren in großen und geringen Höhen sowie unter allen meteorologischen Bedingungen.

Ein geschlossenes System der Luftverteidigung schützt die Länder des Warschauer Vertrages. An der Seite unserer Flieger wachen auch ihre sowjetischen Waffenbrüder über die Sicherheit unseres Luftraumes. ▶

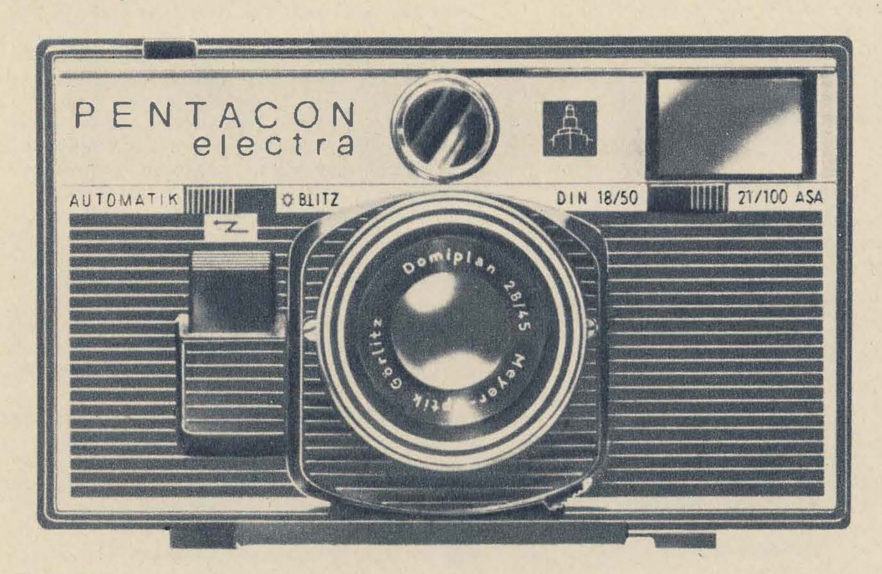


serer Menschen als auch in der unermüdlichen Sorge von Partei- und Staatsführung sowie in der brüderlichen Hilfe und Unterstützung der Sowjetarmee. Hier gilt im besonderen, was Armeegeneral Heinz Hoffmann sagte: „Jede Strecke ihres Entwicklungsweges ist die Nationale Volksarmee mit den Genossen der Sowjetarmee gegangen. Ihre Erfahrungen, ihre Erkenntnisse und ihre große Hilfsbereitschaft haben hervorragenden Anteil daran, daß die Kampfkraft und die Gefechtsbereitschaft unserer Verbände und Truppenteile ständig gewachsen sind und gleichzeitig das Zusammenwirken mit der Sowjetarmee und den anderen Armeen der Warschauer Vertragsstaaten auf ständig höherem Niveau und mit zunehmendem eigenen Anteil organisiert werden konnte ... In diesem Geiste und mit dieser Gewißheit bereiten sich die Angehörigen der Nationalen Volksarmee auf den 20. Geburtstag unserer Republik vor."

PENTACON electra

Vollautomatische Kleinbildkamera

mit SL-System



Diese Kamera war lange ein Wunschtraum, jetzt ist sie Wirklichkeit!

Eine Kamera, bei der es genügt, auf den Auslöser zu drücken, das ist die neue vollautomatische PENTACON electra. Die Belichtungszeit wird elektronisch gesteuert. Sie haben dabei nichts zu tun. Vier Wetter- und drei Entfernungssymbole ersetzen das, wofür bei anderen Kameras viele Skalen und Knöpfe nötig sind. Das richtige Symbol zu wählen, ist ein Kinderspiel – ebenso das Filmeinlegen nach dem SL-System. Es bedeutet, ORWO-Schnelladekassette in die Kamera legen und Rückwand schließen. Einfacher geht's tatsächlich nicht. Wäre diese PENTACON electra nicht die ideale Kamera für Sie?

PENTACON electra – vollautomatische Kleinbildkamera 24 × 36 mit elektronischer Belichtungszeitsteuerung – Blendeneinstellung und Entfernungseinstellung durch einfache Symbolwahl ersetzt – Objektiv DOMIPLAN 2,8/45 – großer optischer Durchsichtssucher – vereinfachtes Filmeinlegen durch Schnelladekassetten – Anschluß für Blitzgeräte



Die PENTACON electra erhalten Sie speziell in den Kontaktring-Verkaufsstellen und Industrieläden.

Kombinat VEB PENTACON DRESDEN

AR-COCKTAIL

Bonn-Bonn's

„Du, das ‚Schwarze Korps', ehemaliges offizielles Organ der ‚Reichsführung SS' wurde im Münchner Scherz-Verlag von Hildegard Kotze herausgebracht."
„Wenn ich das höre, wird mir ganz anders."
„Etwa national?"
„Nein, speiübel."

●

„Weißt du, ‚Die Welt' nennt Hermann Höcherl einen Bauernförderer."
„Hat sie recht. Höcherl beförderte tatsächlich in letzter Zeit sehr viele Bauern."
„Zu Großagrariern?"
„Nein. Von der Scholle."

●

„Du, diesmal vergleicht Springers ‚Welt' die Demokratie mit einer Hecke und schreibt, im Vergleich zur Weimarer Republik sei die Demokratie in der Bundesrepublik ‚zurückgeschnitten'."
„Das scheint aber die Polizei nicht zu bemerken."
„Wieso, Tünnes?"
„Na, die schlägt doch aus."



Zeichnung: Klimpke

●

„Hör mal: Wenn es zu einer Auseinandersetzung mit der DDR kommt, muß man eben schießen, erklärte der SPD-Bundesratsminister Carlo Schmidt vor Bonner Prominenz."
„Und erzielte damit eine Bombenstimmung."

Heinz Lauckner



(UdSSR)

Der Brillantenarm

Eigentlich wollte Semjon Semjonowitsch diese Reise gar nicht antreten. Doch die Familie beschloß, und Semjon stach in See. Per Luxusdampfer, versteht sich, zu fremden Landen. So weit, so gut. Aber dann passierte es: Am siebenten Tag seiner Reise, im letzten ausländischen Hafen vor der Rückkehr, rutschte er auf einer Melonenschale aus und fiel hin. Nun soll es ja schon manchem passiert sein, daß er über irgend etwas ausrutschte. Doch unser Semjon Semjonowitsch fiel geradewegs ins Reich der Unterwelt. Denn als er von seiner kurzen Ohnmacht wieder erwachte, waren zwei finstere Gesellen dabei, ihm einen riesigen Gipsverband um den Arm zu legen, in dem sie Windung für Windung Brillanten, Perlen und anderes mehr packten. Dann gestikulierte man ihn in Richtung Schiff. Da stand er nun, der Arme, und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, denn mit Gaunern – und um solche handelte es sich hier offensichtlich – hatte er so gar keine Erfahrung als rechtschaffener und bescheidener Durchschnittsbürger. So vertraute er sich erst einmal dem Käpt'n an. Der riet ihm, sich unwissend zu stellen. Sehr bewußt war indessen den Gangstern, daß der millionenschwere Gips am falschen Arm war. Und so kam es, wie es kommen mußte, die Jagd nach dem Brillantenarm begann . . .
Weil es sich hier aber um eine Kriminalkomödie handelt – mit Clown Nikulin vom Moskauer Staatszirkus in der Hauptrolle – verläuft bei aller Abenteuerlichkeit die Filmhandlung mehr komisch als gefährlich. *Juche*



Marketendereien

Das Wort „Marketender" kommt aus dem Italienischen und bezeichnet einen Händler, der den Soldaten Lebensmittel und Bedarfsgegenstände verkauft. Uns ist heute in gewissem Sinne noch der Ausdruck Marketenderware geläufig. Über die Arbeit der Marketender sagte das „Königlich Preußische Reglement" seinerzeit folgendes:
„Wie es in Ansehung der Marketender bey den Regimentern und Bataillons gehalten werden soll.

Artikel I

Wenn ein Regiment in Campagne marschiert, so hat es sich wo möglich per Bataillon mit einem, oder doch wenigstens per Regiment mit zwei guten Marketendern, deren einer bey den Musketier-Bataillons und einer bey den Grenadier-Bataillons bleibt, zu versehen.
Solche Marketender müssen aber



Mitteldeutscher Verlag Halle, 225 S., 6,– M.

Arne Leonhard: „Die sizilianische Viper"

Wenn da gleich auf den ersten Seiten eine Leiche aus dem Wasser gezogen wird, bei der alles auf Unfall deutet, so ist der gewiefte Krimileser zunächst besser orientiert als der untersuchende Kriminalist; er weiß, was der Polizist erst ermitteln muß: Der Unfall war kein Unfall, sondern getarnter Mord. Ich würde in unserem Fall sagen: ein relativ gutkaschiertes Verbrechen, bei dem Umstände und Hintergründe, wie der in gewissen Kreisen gefürchtete Inspektor Valenza bald feststellen kann, auf eine Bande und nicht auf einen Einzelgänger schließen lassen. Bloß: was soll Motiv sein, den beliebten Hafenarbeiter von Acifinale aus dem Weg zu räumen und – wer der Täter?

Von der Beantwortung dieser Fragen leben nicht wenig Bücher dieses Genres, und der Autor hätte auch nur mit ihnen eine einigermaßen spannende, jedoch recht schmalbrüstige Geschichte schreiben können. Doch der Inspektor hat, indem er mit richtiger Witterung auf der Fährte bleibt, in ein Wespennest gestochen, denn im Verlauf der Ermittlungen merkt er bald, daß er routinierten Leuten gegenübersteht, deren Einfluß in vielen Belangen weiterreicht als seiner und die, als ihnen aufgeht, daß Valenza ernst macht, wenig Hemmungen zeigen, vor nichts zurückschrecken. Hier erfaßt das Buch recht realistische Bereiche, denn hinter dem Mord, mit dem andere Schandtaten verdeckt werden sollen, steht die Organisation, die Sizilien tyrannisiert: die Mafia. Und als Motiv für diese Tat sind umfangreiche Manipulationen erkennbar, denen der Tote auf der Spur war. Freilich werden die Grenzen von Valenzas Macht schnell deutlich, dem es zwar in enger Zusammenarbeit mit den Kollegen des Ermordeten gelingt, die unmittelbar Beteiligten zu fassen, dessen Möglichkeiten aber viel zu gering sind, die wirklichen Hintermänner zu belangen.

In einem Satz: „Die sizilianische Viper" ist ein Krimi, in dem die Spannung zwar nicht zu laut knistert, der aber außer der hinreichend dramatischen Story um die Mordtat und ihrer Erhellung eine Menge über Land und Leute, gesellschaftliche Faktoren und ökonomische Machinationen zu berichten weiß, so daß er mehr bietet als nur die Lösung eines verzwickten kriminalistischen Rätsels. *Claus*

---

nicht etwa bloß Delicatessen bey sich führen, sondern vielmehr solche Waaren, die zu den Bedürfnissen des Lebens am nöthigsten sind, als Erbsen, Linsen, Grütze, Graupe, Salz, Butter, Käse, Speck, Tabak, Brandtwein und dergleichen. Für diese Leute muß auch sowohl in Ansehung ihrer Sicherheit, als in Betracht der möglichsten Bequemlichkeiten ihres Handels, gesorgt werden.

Artikel II

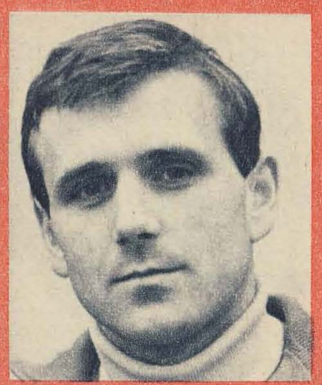
Den Soldatenweibern ist das Marketendern gleichfalls erlaubt, auch kann ein Grenadier oder Musketier außer seinem Dienst seiner Frau aßistieren, und Speck, Butter und dergleichen verkaufen, auch davon, so viel er auf dem Marsch bey sich führen und tragen kann, mitnehmen und verkaufen, es muß ihn aber nicht hindern in Reih und Glied zu bleiben und alles Hin- und Herlaufen bleibt ihm untersagt, wie er denn auch alle seine übrigen Dienste eben so, wie ein anderer Soldat thun muß, und auf seinen Handel in diesem Betracht keine Rücksicht zu nehmen ist."

Einsendung von N. Huke



UNTERLEUTNANT ERICH HAMANN

Geboren: 27. 11. 1944. Beruf: Werkzeugmacher. Klub: FC Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: 3 Spiele in der Junioren-, 6 in der Nachwuchsnationalmannschaft, 1969 DDR-Fußballmeister mit dem FCV.



Zum sechsten Mal innerhalb von elf Meisterschaftsjahren erkämpfte sich der FC Vorwärts Berlin in der vergangenen Saison den Titel eines DDR-Meisters. Seit Jahren schätzt man die Mannschaft wegen ihres guten technischen Spiels, seit Jahren gibt es aber auch immer wieder Kritiken: zu wenig Kampfgeist, ungenügende athletische Bereitschaft. Beim diesjährigen Titelgewinn waren sich die Experten einig: Der FCV hat endlich eine gute Synthese zwischen seiner ausgezeichneten Technik und der notwendigen Kampfkraft gefunden.

Daß dem so ist, dafür sorgte nicht zuletzt Erich Hamann, seit zwei Jahren aus der Berliner Armee-Elf nicht mehr wegzudenken. Der stämmige Abwehrspieler ist die Zuverlässigkeit in Person und erfüllt eigentlich alle Anforderungen, die der moderne Fußball an einen Spieler internationaler Klasse stellt: technisch perfekt, athletisch stark, einsatzfreudig und kompromißlos hart. Den Wert eines solchen mannschaftsdienlichen Spielers erkannte auch der FCV. Seit April 1967 in Berlin, fehlte Erich bisher nur bei einem einzigen Punktspiel. Nicht nur auf dem Spielfeld, auch im Leben des Kollektivs, in der FDJ- und Parteigruppe ist auf den Genossen Hamann immer Verlaß. Nun steht er auch auf dem Sprung in unsere A-Nationalmannschaft. Ich glaube er schafft's. **Wi.**





Der Teufelsplan des Mr. Rogger

Von J. C. Schwarz

In einer Januarnacht des Jahres 1946 steht am Ufer des Eastriver in New York ein Mann mit hochgeschlossenem Kragen und sieht sich scheu um. Von den Hochhäusern in Manhattan und auf Long Island schimmern Lichter herüber. Auf den Hängebrücken, die den Eastriver überspannen, rollen wie glühende Käfer die Autos. Denn New York schläft niemals, es arbeitet und lärmt auch nachts. Deshalb ist der Mann vorsichtig. Er möchte nicht beobachtet werden. Er zieht plötzlich, in einem Augenblick, der ihm günstig erscheint, ein Paket unter seinem Mantel hervor und wirft es in den Fluß. Dann geht er rasch weiter, nachdem er sich vergewissert hat, daß das Paket untergegangen und nicht auf einer treibenden Eisscholle gelandet ist.

Der Mann ist Technischer Sergeant in der amerikanischen Armee, zur Zeit in Los Alamos im Staate New Mexiko stationiert. In Los Alamos gibt es ein geheimnisumwittertes Industriegelände, dessen Baulichkeiten streng bewacht sind, weil dort etwas hergestellt wird, das die sowieso stark angespannten Nerven der amerikanischen Sicherheitsleute einer wahren Zerreißprobe aussetzt: Atombomben, noch amerikanisches Monopol und unter dem Namen „Manhattan Project" als nationales Geheimnis gehütet. Am „Manhattan Project" bei Los Alamos arbeitet der Technische Sergeant David Greenglass als Schlosser und hat soeben aus dem Laboratorium gestohlene Uranproben in den Eastriver geworfen, aus Angst vor der eigenen Courage und vor dem FBI.

Ursprünglich hatte er gehofft, mit dem kleinen Diebstahl Geld zu machen. Seine Frau Ruth, die in New York wohnt, wollte zu ihrem Mann nach Albuquerque ziehen, einer Stadt in der Nähe von Los Alamos. Um sich dort einzurichten, brauchten sie Geld, mehr Geld als David verdiente und Ruth von der Armee bekam. Sergeant Greenglass nahm also Uran, um seiner finanziellen Schwierigkeiten Herr zu werden. Seine Frau, der er nur mitgeteilt hatte, daß er von seinem Arbeitsplatz „etwas mitnehmen" wolle, um es zu Geld zu machen, sagte von ihm später, daß er oft lüge und wenig vertrauenswürdig sei. Sergeant Greenglass war ein leichtsinniger Mensch, und er war seiner Frau hörig, die den jüngeren Mann in der Hoffnung geheiratet hatte, er würde sie zu einer reichen Frau machen und erfolgreich die Stufenleiter der amerikanischen Gesellschaft erklimmen. Statt dessen mußte sie sehen, wie er beruflich nicht weiterkam, herumbummelte, ein liederliches Leben führte und noch die Umwelt beschuldigte, daß sie ihn nichts werden ließ. Sie liebte ihn nicht, aber sie war nun mal seine Frau, und sie dachte: Vielleicht schafft er es doch noch, über Nacht durch irgendeinen Streich ein reicher Mann zu werden. Es war kein sehr edles und kein sehr glückliches Paar, und wie es in solchen Fällen häufig vorkommt: Sie hatten keine Kinder und haßten Nachbarn, Freunde, Verwandte, deren Leben etwas erfreulicher aussah.

Da war zum Beispiel dieses Ehepaar Rosenberg, die Frau eine Schwester des Sergeanten Greenglass. Sie kommen alle aus denselben kleinen Verhältnissen, aber die Rosenbergs, Mann und Frau, waren fleißig und ehrenhaft, lernten und bemühten sich, hatten sich schlecht und recht eine kleine eigene Wohnung und ein paar Möbel erarbeitet und führten mit ihren zwei kleinen Söhnen ein glückliches Familienleben. Sie waren zwar weit von dem Reichtum entfernt, den Ruth Greenglass erträumte, aber sie waren glücklich, und sie liebten einander, ohne ihrer materiellen Existenz nach mehr zu erreichen als das, was der amerikanische Durchschnittsbürger, der amerikanische kleine Mann unter bescheidenem Wohlstand versteht.

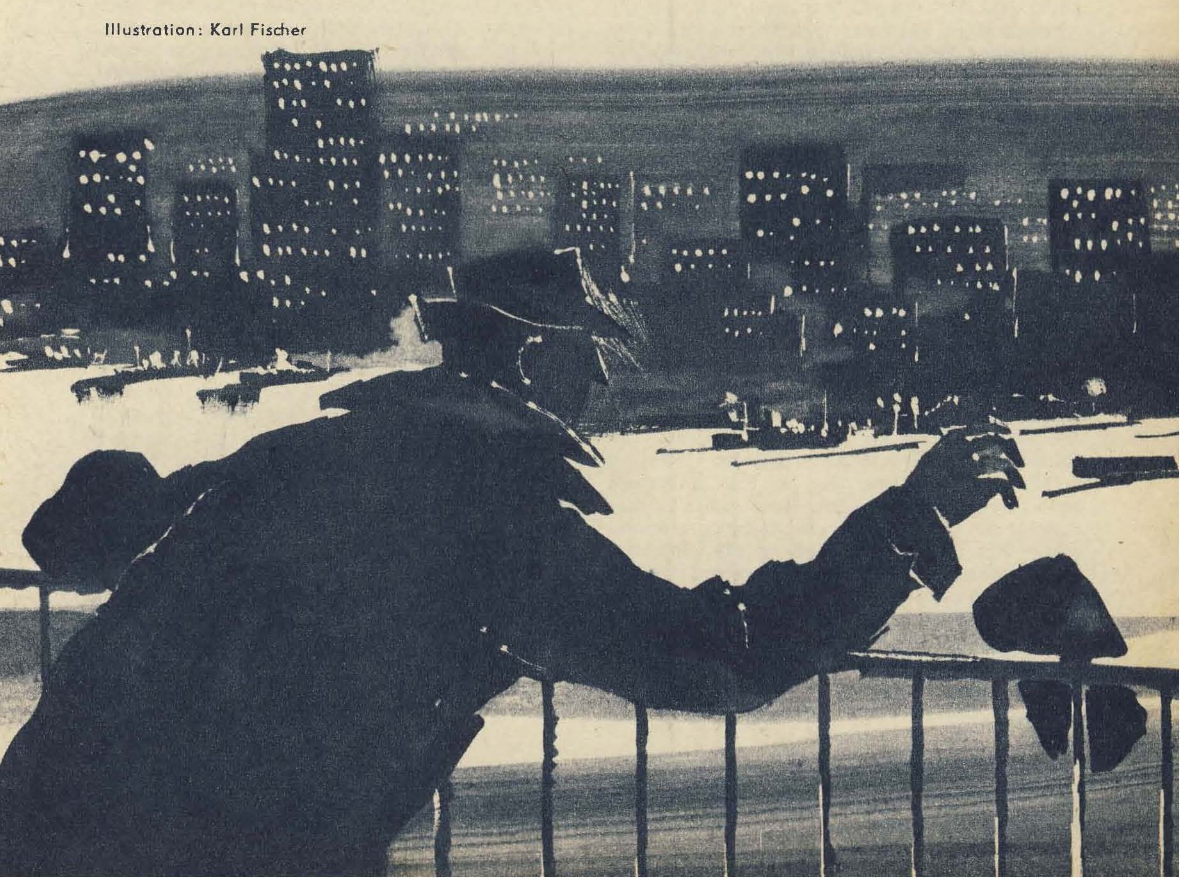
Ruth Greenglass, die im Grunde ihrer Seele wußte, daß sie vergeblich auf den großen Aufstieg wartete, haßte die Rosenbergs. Julius Rosenberg hatte ihr einmal gesagt, man müsse die Leistungen der Sowjetunion beim Aufbau ihrer Wirtschaft und bei der Lösung sozialer Probleme bewundern.

Seitdem glaubte Ruth zu wissen, wen sie in den Rosenbergs vor sich hatte: Kommunisten natürlich, verdammte Linke, was denn sonst. Diese weiche, gütige, ihre Familie liebende und fleißige Ethel: Ruth ärgerte sich heimlich über diese Frau, die in allem das Gegenteil von David war.

Trotzdem hatte sie sich ungefähr vor einem Jahr an Julius mit der Bitte um Rat gewandt. Der Sergeant Greenglass war wieder zum Weihnachtsbesuch nach New York gekommen. Als Ruth wieder allein war, telefonierte sie mit Julius, ob sie ihn sprechen könne, sie müsse unbedingt seine Meinung hören. David hatte ihr seinen Plan verraten. Julius warnte. Er wurde sehr ernst. Er wußte, was im „Manhattan Project" gearbeitet wurde. „Er wird dich und uns alle noch ins Unglück stürzen mit seinem Leichtsinn", sagte er. ▶

Ruth gab die Warnung an David weiter. Aber Sergeant Greenglass beachtete die Warnung nicht. Was verstehen diese Spießer schon, dachte er. Der Staat ist reich genug, er merkt es nicht, wenn man ihn bestiehlt, man darf sich nur nicht kriegen lassen. Und er nahm aus dem Labor, in dem er arbeitete, Uranproben mit und hoffte, sie verkaufen zu können.
Aber in der Verbrecherkneipe in Albuquerque, in der er verkehrte, fand er mit seiner Ware keine Gegenliebe. Vorsichtshalber sagte er nicht, daß er sie habe, er sagte nur, er könne sie besorgen. Aber es gab keinen Schurken, der so dumm war, sich für dieses Geschäft zu interessieren. Im „Manhattan Project" gingen Gerüchte: Bei einigen Arbeitern waren Leute des FBI erschienen und hatten die Zimmer durchsucht. Ein neues Wort tauchte auf: Atomspionage. Die Sicherungsmaßnahmen in Los Alamos wurden verschärft. Sergeant Greenglass bekam es mit der Angst zu tun, nahm das Päckchen bei seinem nächsten Weihnachtsbesuch nach New York mit und warf es in den Eastriver.
Das ist alles, was geschehen ist. Mehr liegt nicht vor. Es ist keine Atomspionage, sondern ein einfacher, ordinärer Diebstahl. Es ist letztlich das kriminelle Vergehen eines geistig nicht sehr hoch stehenden und leichtsinnigen und verdorbenen US-Sergeanten.
Vier Jahre später. Das amerikanische Atom-Monopol ist längst dahin. Die Sowjetunion hat die atomare Erpressung abgewehrt und verfügt über Kernwaffen. Die amerikanische Gesellschaft bringt in ihrer Hysterie so widerwärtige Erscheinungen hervor, wie die Atom-Psychose oder den Senator McCarthy; der amerikanische Interventionskrieg in Korea ist in Vorbereitung. Alles geschieht, um den reaktionären Weltherrschaftsanspruch der USA mit Gewalt durchzusetzen.
Zu diesem manipulierten und der Welt unaufhörlich suggerierten Bild eines allmächtigen und allbegabten Uncle Sam paßt aber die Tatsache des sowjetischen Kernwaffenpotentials nicht. Deshalb versuchen die Propagandabosse des US-Imperialismus die Herstellung von Atombomben in der Sowjetunion als einen Erfolg sowjetischer Spionage hinzustellen, der es gelang, das amerikanische Atom-Geheimnis zu stehlen. Zwar erklären amerikanische Wissenschaftler, daß es hier keine gestohlenen „Geheimnisse" gibt, sondern die Entdeckung der Atomkraft durch andere Staaten nur die folgerichtige Entwicklung der internationalen Wissenschaft ist. Aber ungeachtet dieser Erklärungen der Fachleute wird fieberhaft nach Atomspionen gesucht.
In dieser hektischen Zeit, Anfang 1950, ist der ehemalige Sergeant Greenglass „selbständiger Fabrikant", Mitinhaber der Firma „Pitt Machine Products Company Incorporated". Er fühlt sich gut, Ruth noch besser. Ist der große Aufstieg gekommen? Der Schein trügt. Gründer und Hauptinhaber der Firma, Julius Rosenberg und Bernhard Greenglass, Davids älterer Bruder sowie ein Geldmann, ein Kaufmann namens Schein, sind mit David nicht zufrieden. Sie haben ihn als Teilhaber in die Firma aufgenommen, weil sie hofften, der

Illustration: Karl Fischer



ehemalige Sergeant werde sich als Schlossermeister in der Werkstatt bewähren; aber David ist faul, bummelt herum, trinkt, erscheint tagelang nicht zur Arbeit, und wenn er arbeitet, arbeitet er schlecht und für den Schrotthaufen. Eines Tages nehmen ihn die drei Hauptinhaber ins Gebet. Er kann nur noch Gehalt für seine Arbeit als Schlosser bekommen, sagen sie zu ihm. Die „Pitt Machine Products Company Incorporated" ist keine Riesenfirma; sie ist eine Zwergfirma, die soeben gegründet wurde und um jeden Auftrag kämpft, um jedes kleine Arbeitsprojekt. In diesem Stadium ist ein Teilhaber wie David Greenglass eine Belastung.
Natürlich ist David beleidigt. Ruth ist sogar noch mehr als beleidigt. Ihren Mann zu einem gewöhnlichen Arbeiter zu degradieren! Ihr alter Haß auf die Rosenbergs kommt wieder zum Ausbruch. David verläßt böse die Firma und sucht sich Arbeit als Schlosser.
Im Februar 1950 kommt ein FBI-Beamter zu ihm und fragt, ob er seinerzeit in Los Alamos etwas von Urandiebstählen gehört habe, ob er etwas darüber wisse. Natürlich verneint David die Frage. Aber er ist erschrocken. Er erinnert sich, damals einigen Personen gegenüber mit dem Besitz von Uranproben geprahlt zu haben, besonders in betrunkenem Zustand.
Mitte Mai ist David Greenglass eines Morgens sehr früh in der Werkstatt der „Pitt Machine Company". Er ist bleich, übernächtigt. Julius denkt, er hat wohl wieder gestern abend zu viel getrunken.
„Kann ich dich mal draußen sprechen?" fragt David seinen Schwager. Es ist ein Park in der Nähe. Er zieht Julius in den Park und stößt hervor: „Du mußt mir 2000 Dollar beschaffen. Ich brauche sie sofort." Natürlich will Julius wissen, was passiert ist. David verbietet ihm, Fragen zu stellen. Er ist erregt. Aber wo soll Julius die 2000 Dollar hernehmen? Aus der Firma kann er sie nicht herausnehmen, er ist nicht der alleinige Inhaber, außerdem hat die Firma Schwierigkeiten, ihre Einnahmen decken kaum noch die Lebensbedürfnisse der Mitarbeiter. Schein, den wohlsituierten Kaufmann, um einen Kredit für David bitten? Ausgeschlossen, David ist nicht kreditwürdig, Schein würde nur lachen. Was sind das bloß wieder für Hirngespinste! Er versucht, David die Lage klarzumachen. Schließlich scheint David ein Einsehen zu haben.
„Wenn du mir damit nicht helfen kannst", sagt er, „dann kannst du vielleicht etwas anderes für mich tun. Könntest du nicht deinen Arzt fragen, ob er blanco einen Pockenimpfschein ausstellen kann?"
Julius ist erstaunt. „Und warum gehst du nicht selbst zu deinem Arzt?"
„Frag mich nicht. Ich kann nicht. Tu es für mich. Erzähl' ihm aber nicht, für wen es ist. Übrigens", er zögert ein wenig, „vielleicht könntest du ihn fragen, welche Impfungen man braucht, um nach Mexiko zu fahren."
Julius sieht nachdenklich seinen Schwager an. Wer weiß, was der wieder ausgefressen hat, daß ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wird. Aber es ist sein Schwager, der Bruder seiner Frau, die er liebt. Er verspricht, mit seinem Arzt über die Sache zu reden. ▶



Abends erzählt er die ganze Geschichte Ethel. „Es sieht böse aus", sagt er. „Mit deinem Bruder stimmt etwas nicht. Hat er damals in Los Alamos vielleicht doch Uran gestohlen?"
Vierzehn Tage später ist David wieder in der Werkstatt, noch aufgeregter als beim vorigen Mal. Er veranlaßt Julius, mit ihm in Richtung zum Eastriver zu spazieren, zu der Stelle, an der er vor vier Jahren sein Uranpaket ins Wasser warf. An dieser Stelle bleibt er stehen und starrt auf die glitzernde Wasseroberfläche.
„Julius, ich bin furchtbar in der Patsche. Hast du den Impfschein besorgt?"
„Der Arzt weigert sich, ihn blanco auszustellen!"
„Dann besorg mir das Geld. Ich muß fort. Ich bin in höchster Gefahr."
„Jetzt sag mir endlich, was los ist."
„Ich kann nicht. Ich brauche das Geld. Borg es für dich."
„Bei wem? Ich kann dir nicht helfen, zumindest nicht in dieser Weise."
„Also gar nicht kannst du mir helfen. Gut, ich sage dir, ich brauche das Geld unbedingt, und wenn du es mir nicht beschaffst, wirst du es bedauern."
Jetzt verliert auch Julius die Geduld. „Was soll das heißen? Willst du mich bedrohen oder erpressen? Hör mal zu: Du gehst jetzt nach Hause und nimmst eine kalte Dusche. Ich muß arbeiten, ich gehe in die Werkstatt. Good bye."
Kurze Zeit danach, in der Nacht vom 15. zum 16. Juni, erhält der Rechtsanwalt O. John Rogger in New York einen telefonischen Anruf aus dem Hauptquartier des FBI und wird gebeten, die juristische Vertretung eines soeben verhafteten Mannes namens David Greenglass zu übernehmen.
Rogger ist einer jener amerikanischen Big-Business-Anwälte, die für die großen Konzerne und damit für das Rüstungsgeschäft arbeiten und nicht nur einen sehr genauen Einblick in die politischen Verhältnisse haben, sondern auch selbst politisch hervortreten. Recht und Gesetz, Schuld und Unschuld sind für diese Leute uninteressant. Rogger war einige Mal als Kandidat verschiedener Parteien zu den Kongreßwahlen aufgetreten, wobei er seine Zugehörigkeit so wechselte, wie es Konzerne und Rüstungsinteressen verlangten. Er ist ein Vertrauter und Freund des FBI, später stellt es sich heraus, daß ihn das FBI als Spitzel zum letzten Weltfriedenskongreß geschickt hatte. Nachdem das FBI ihm Einblick in die Akten gewährt hat, weiß der clevere Mr. Rogger sofort, warum das FBI Greenglass empfohlen hat, ihn, Mr. Rogger als Anwalt zu wählen. Aus dem armseligen Ex-Sergeanten und kleinen Dieb soll der große politische Fall gemacht und die Geschichte einer sowjetischen Atomspionage-Verschwörung fabriziert werden.
Noch wußte man nicht, wie. Aber Rogger hatte die Sache bald im Griff. Die Jämmerlichkeit des Greenglass war zu augenfällig, um ihn zum großen Spion zu machen. Man mußte ihm Komplicen besorgen, echte oder unechte, das spielte keine Rolle. Auf Greenglass kam es gar nicht an. Auf die gewünschten „Hintergründe" kam es an. Wenn es keine Hintergründe gab, mußten sie geschaffen werden. Das war Roggers Strategie. Als williges Werkzeug für den Aufbau des erforderlichen „Frame Up"[1], wie man in Amerika künstlich inszenierte Prozesse nennt, erwies sich Ruth Greenglass, die Frau des Verhafteten. Es gab eine Entscheidung des Obersten Gerichtes der Vereinigten Staaten vom Jahre 1878, die heute noch gültig ist und deren Kern in den Worten zum Ausdruck kommt: „Komplicen eines Verbrechens, die vorher keines ehrlosen Verbrechens überführt wurden, werden wegen ihres Verbrechens nicht gerichtlich verfolgt, vorausgesetzt ... daß sie als Zeugen voll und aufrichtig aussagen." Rogger klärte Ruth Greenglass darüber auf, wie sie ihren und ihres Mannes Kopf retten konnte. Noch lief sie frei herum und konnte die Interessen des verhafteten Ex-Sergeanten wahrnehmen. Aber sie war Komplicin, sie hatte von dem Urandiebstahl Davids gewußt, und obwohl weiter nichts vorlag, als daß David die Uranproben in den Eastriver geworfen hatte, war der mit dem Fall beauftragte Staatsanwalt Irving H. Saypol, ein Freund und Parteigenosse Roggers, bereits im Besitz einer David Greenglass schwer belastenden Zeugenaussage. Diese Zeugenaussagen für den staatlichen Kläger kommen in Amerika auf die einfachste Weise zustande. Es gibt nämlich hier eine Justizpraxis, derzufolge Inhaftierte nach Verbüßung eines Drittels ihrer Strafe die Möglichkeit haben, auf „Ehrenwort" freigelassen zu werden, wenn die Justizbehörden mit ihrer Führung zufrieden sind. Die Inhaftierten sind infolgedessen in den Händen des FBI und der Staatsanwälte und können zu allen möglichen meineidigen Aussagen veranlaßt werden mit dem Versprechen, zwei Drittel ihrer Strafzeit geschenkt zu erhalten, wenn sie zu den erwünschten Aussagen bereit sind. Und sie müssen dazu bereit sein, um nicht das Mißfallen der Justizbehörden zu erregen. Praktisch sind die amerikanischen Strafanstalten mit potentiellen falschen Zeugen für die Justiz gefüllt. Nach diesem Muster war der zu lebenslänglicher Haft verurteilte Harry Gold, dessen Verbrechen auf dem Gebiet der Spionage lag, zu der Aussage veranlaßt worden, er habe Greenglass seinerzeit 500 Dollar gegeben für Informationen aus der Atombomben-Produktion.
Das aber hieß für Ruth und David Greenglass: Ihr Fall war keine Bagatelle mehr. Es ging um ihren Kopf. Sie konnten sich nur retten, indem sie „voll und aufrichtig" das aussagten, was ihnen die New Yorker Staatsanwaltschaft in den Mund legte.
Es war Ruth, die das mit Rogger geführte Gespräch auf Julius und Ethel Rosenberg brachte. Sie hatte seinerzeit Julius um Rat gefragt, wegen der diebischen Pläne Davids. Also war er Mitwisser. Es bedurfte nur eines kleinen

[1] engl.: heimlich aushecken, anstiften

Anstoßes, um aus ihm den Komplicen zu machen, und Rogger, der bei Ruths Erzählung aufhorchte, gab diesen Anstoß. Seine teuflische Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Ruth hatte immer diesen Julius Rosenberg gehaßt, sie hatte immer Streitigkeiten mit ihm gehabt, zuletzt hatte er sogar David aus der Firma ausgestoßen und ihm Hilfe verweigert, als er nach Mexiko fliehen wollte. Als sie Rogger erzählte, daß die Rosenbergs Verehrer der Sowjetunion seien und während des Krieges davon gesprochen hätten, die Sowjetunion trage bei der Zerschlagung des Hitlerfaschismus die Hauptlast und die Eröffnung der zweiten Front lasse viel zu lange auf sich warten, da war für Rogger alles komplett, was er brauchte: ein kommunistischer Spion, eine kommunistische Atomspionage-Verschwörung zugunsten der Sowjetunion.
Vier Wochen lang saßen sie zusammen in der Hexenküche des Staatsanwaltes Irving H. Saypol: Rogger, der verhaftete Ex-Sergeant, seine Frau Ruth und der Staatsanwalt. Sie brüteten die Einzelheiten des Schandprozesses aus, den sie gegen die Rosenbergs zu führen gedachten. Ruth und David gestanden „voll und aufrichtig", daß der Hauptkomplice, für den sie Informationen über die amerikanische Atombombe besorgt hätten, Julius Rosenberg sei, der zugleich mit dem Spion Gold in Verbindung gestanden hätte und seine Aufträge von einem großen Unbekannten namens John, den russischen Leiter des Spionagerings, erhalten habe. John sei längst in die Sowjetunion zurückgekehrt, man brauche ihn also nicht zu suchen. Natürlich hatten Rogger und Irving H. Saypol ihnen diese Aussage in den Mund gelegt.
Jetzt konnten Julius und Ethel Rosenberg verhaftet werden. Aber die Vorbereitung, besser gesagt Inszenierung des Prozesses nahm noch ein halbes Jahr in Anspruch. Die Rollen mußten ausgearbeitet, die Texte der Aussagen festgelegt und einstudiert werden. Wie beim Kriegführen mußte für Nachschub und Reserve gesorgt werden, für solche Überraschungszeugen wie Elitcher und Elisabeth Bentley, die wegen krimineller Delikte im Griff des FBI waren und gezwungen wurden, an dem Lügengewebe mitzuwirken, und zwar in einer Weise, die an übelste Hintertreppenliteratur erinnerte. So behauptete die Prostituierte und FBI-Agentin Elisabeth Bentley, sie sei nachts von einem ihr unbekannten Mann, der sich „Julius" nannte, angerufen und telefonisch aufgefordert worden, Geheimmaterialien zu liefern, und ihr amerikanischer Bettfreund habe eines Abends auf der Straße den Rücken eines Mannes gesehen und ihr gesagt, das sei der Ingenieur und russische Agent Julius, der in der Nähe der Knickerbocker Village wohne. Tatsächlich wohnten die Rosenbergs in der Knickerbocker Village, deshalb mußte die Bentley das aussagen. Der schlaue Bettfreund aber konnte ähnlich wie John nicht mehr verhört werden, er war nämlich inzwischen gestorben. Auf derselben Ebene bewegten sich Elitchers präparierte Aussagen. Er war ein heruntergekommener ehemaliger Studien-

freund des Angeklagten, und erzählte eine völlig nebelhafte Geschichte von angeblichen Spionageaufträgen der Rosenbergs, obwohl Julius ihn seit seiner Studienzeit nur einmal gesehen hatte, und das zufällig am Rande einer Geschäftsreise nach Washington. Um alle diese Lügen aushecken zu können, dazu brauchte man ein halbes Jahr und die Hilfe solcher Personen wie Ruth und David Greenglass, die über das Leben der Rosenbergs Bescheid wußten. Alle diese Geschichten waren nicht zu beweisen, aber das war auch gar nicht nötig. Man wollte auf diese Weise nur die nötige Voreingenommenheit bei den Geschworenen erzeugen. Wenn sich die Autorität des Gerichtes schützend vor diese Zeugenaussagen stellte und die Angriffe der Verteidigung in Schach hielt, hatten Rogger und Irvig H. Seypol gewonnen. Man erfuhr von einem anderen Studienfreund Rosenbergs namens Morton Sobell, der seinerzeit ebenfalls freundliche Worte über die Kriegsanstrengungen der Sowjetunion gefunden hatte und gerade seinen Jahresurlaub mit Frau und Kindern in seinem Häuschen in Mexiko-City verbrachte. Das FBI praktizierte einen Menschenraub und brachte ihn ins Gefängnis nach New York, denn Rogger und Irving H. Saypol wollten ihn in das Spionagemärchen miteinbauen und von ihm behaupten, er sei nach Mexiko-City geflohen, als er in der Zeitung von der Verhaftung der Rosenbergs gelesen habe, deren Komplice er sei.

Vom ersten Tag der Verhaftung dieser unschuldigen Menschen an hatte die Journaille ihr großes Thema, die Zeitungen ihre großen Schlagzeilen, ihre Sensationen. Die amerikanische Regierung, die den schändlichen Krieg in Korea führte, die großen Konzerne, die vom Rüstungsgeschäft lebten, der McCarthy-Ausschuß, der alle anständigen Menschen bedrohte: Sie brauchten diese Welle antikommunistischer Hysterie, die anläßlich der Rosenberg-Affäre die Stimmung der Bevölkerung hochtrieb und aufpeitschte. Als der Prozeß gegen Ethel und Julius begann, am 18. August 1950, waren die beiden Angeklagten von Presse und Öffentlichkeit bereits zum Tode verurteilt, und es war eine Lüge, von irgendeinem Geschworenen zu behaupten, er sei unparteiisch. Die infame Schurkerei der Rogger und Irving H. Saypol ging so weit, daß sie David Greenglass in seiner Gefängniszelle mit Literatur über die Atombombe versorgten, um ihn zur Anfertigung einer Zeichnung zu befähigen, die angeblich eine Kopie der an Rosenberg und Morton Sobell gelieferten Skizze war und als Beweismaterial eine wichtige Rolle in dem Prozeß spielte. Diese Zeichnung wurde erst viele Jahre später durch die Indiskretion eines Richters der Öffentlichkeit zugängig gemacht. Ein führender Atomwissenschaftler der USA sagte von ihr, sie sei eine „kindische, völlig wertlose Krakelei". Um diese Zeit aber waren die Rosenbergs schon tot, und Morton Sobell saß seine 30 Jahre Kerkerhaft ab.

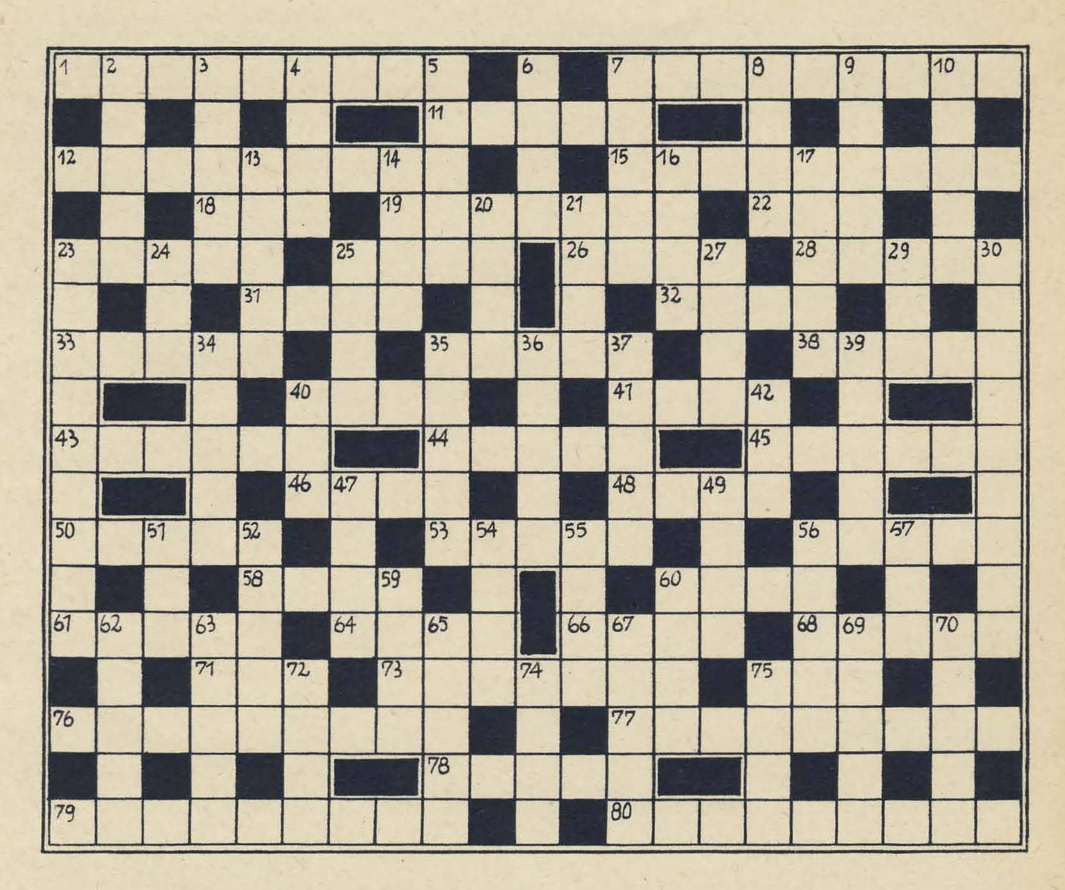
All das geschah in „Gottes eigenem Land", das auf seine Weise zum „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" geworden war. Am 18. Juni 1953 wurden Ethel und Julius Rosenberg nach 800 Tagen Haft auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet, auf Grund des Spruches „schuldig" der Geschworenen, die unter dem Eindruck der teuflischen Rogger-Saypolschen Suggestion standen, nicht unter dem Eindruck realistischer Beweise, denn es gab keine. Sie wurden hingerichtet, obwohl die ganze Welt gegen diesen geplanten Justizmord protestiert hatte, dessen Ausführung Mord war, reiner, nackter Mord. Präsident Eisenhower, an dessen Händen das in Korea sinnlos vergossene Blut klebte. hatte die Begnadigung der beiden unschuldigen Menschen abgelehnt. Der tapfere Rechtsanwalt Emanuel Bloch, der die Farce der angeblichen „Beweis"-Führung während des Prozesses immer wieder bloßgelegt hatte und der nach der Hinrichtung seiner beiden Mandanten für die zurückbleibenden Kinder der Rosenbergs sorgte, wurde eines Tages tot in seiner Wohnung aufgefunden. Die Untersuchung der Ursachen seines Todes wurde verhindert. Nach Beendigung des Prozesses bekam David Greenglass einen Nervenzusammenbruch, als er sah, daß er umsonst unschuldige Menschen, seine Schwester und seinen Schwager, in den Tod getrieben hatte: Entgegen den Versprechungen des FBI wurde er zu einer Strafe von zehn Jahren Kerker verurteilt. Bis zuletzt standen Telefone in den Todeszellen von Julius und Ethel, direkte Verbindungen nach Washington ins Weiße Haus, sie brauchten nur abzuheben und ihre Schuld zu gestehen, um ihr Leben zu retten. Aber das Bewußtsein, unschuldig zu sein, bewahrte sie davor, von diesem Telefon Gebrauch zu machen. Sie gingen aufrecht in den Tod, ohne zu der vom amerikanischen Faschismus gewünschten Lüge Zuflucht zu nehmen, daß sie das „Geheimnis" der amerikanischen Atombombe an die Sowjetunion ausgeliefert hätten. Für die Ehre der Sowjetunion und ihre eigene Ehre starben sie auf dem elektrischen Stuhl.

Zehn Jahre später, am 6. Februar 1963, stellte ein Berufungsgericht in Washington fest, daß die Rosenbergs, wenn sie noch lebten, Anspruch auf Wiederaufnahme des Verfahrens hätten, da von der Verteidigung neue Dokumente zum Beweis ihrer Unschuld vorgelegt wurden.

Morton Sobell aber lebt. Er wurde nach neunzehn Jahren Kerkerhaft am 14. 1. 1969 freigelassen. Das Appellationsgericht sah sich gezwungen, seine Unschuld zu bestätigen.

In demselben Jahr, 1969, starb der Ex-Präsident Eisenhower und wurde mit höchsten Ehren zu Grabe getragen. Keiner der Redner, die seiner gedachten, erwähnte auch nur mit einem Sterbenswörtchen die Verbrechen in Korea. die Verbrechen des McCarthy-Ausschusses und des Rosenberg-Prozesses, über die der verstorbene Präsident während seiner Amtszeit schützend seine Hand gehalten hatte und die in seinem Namen begangen worden waren.





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. geschlossener PKW, 7. deutscher Arbeiterführer, Lehrer (1890–1944), 11. Autor des Romans „Unter fremden Menschen", 12. vergleichende Gegenüberstellung, 15. höchster Berg Europas, 18. altes russ. Gewicht, 19. Ausgabe eines Buches, 22. Fisch, 23. Polizei in der UdSSR, 25. Blutgefäß, 26. blasierter Mensch, 28. deutscher demokrat. Schriftsteller, 31. poln. Grenzfluß, 32. Abfluß des Ladogasees, 33. norweg. Dramatiker, 35. Stufenfolge, 38. Ostseebad, 40. Fluß zur Nordsee, 41. Wetteinrichtung, 43. Bodenturnübung, 44. Bühnendichtung, 45. Behälter, 46. Gestalt aus „Egmont", 48. Ureinwohner Perus, 50. Kurort auf der Krim, 53. Stadt in Belgien, 56. Abwesenheitsnachweis, 58. Papierzählmaß, 60. Nebenfluß der Fulda, 61. Komponist der Oper „Der Freischütz", 64. weibl. Vorname, 66. deutscher Physiker (1840–1905), 68. deutsches Schriftstellerehepaar, 71. luftförmiger Körper, 73. dünnes Blättchen, 75. span. Küstenfluß, 76. Spiegelung, 77. moderne Arbeitswissenschaft, 78. Nebenfluß der Warta (Polen), 79. kleine quadratische Flagge, 80. militärsportl. Überprüfung.

Senkrecht: 2. See in Finnland, 3. Giraffenart, 4. Form der Löhnung, 5. norweg. Missionar bei den Eskimos, gründete den Hauptort auf Grönland, Godthaab, 6. Bergkammlinie, 7. deutscher Filmschauspieler, NPT, 8. Auftrag, Rechnung, 9. Stadt in Nordfrankreich, 10. österreich. Komponist („Dantons Tod"), 13. größte Insel der Philippinen, 14. Geliebte des Zeus, 16. Fluß an der sowj.-mongol. Grenze, 17. oriental. Markt, 20. Staat in Vorderasien, 21. Berg bei Innsbruck, 23. Leiter des Staatl. Volkstanzensembles der UdSSR, 24. Gewinnanteil, 25. See in der Sowjetunion, 27. Ostseemeerenge, 29. Zeitmesser, 30. Lehrausflug, 34. Vorsitzender der Pionierorganisation, 35. ostfranz. Stadt, 36. Weckruf, 37. Stern im Sternbild Adler, 39. franz. Karikaturist, 40. griech. Buchstabe, 42. Nebenfluß der Wolga, 47. niedersächs. Kreisstadt, 49. Entzifferungsschlüssel, 51. Auszeichnung, 52. Reisbranntwein, 54. ASK-Basketballspieler, Kapitän der Nationalmannschaft, 55. Gebirge in der Sowjetunion, 56. chem. Element, 57. Nebenfluß der Aller, 59. Speicher, 60. Zuchttier, 62. Mitglied des Politbüros des ZK der SED, 63. Stadt im Bez. Magdeburg, 65. Nadelbaum, 67. dünne Metallplatte, 69. lässige Gangart, 70. Stadt in Nordfrankreich, 72. altgriech. Philosophenschule, 74. Sowjetbürger, 75. Beleidigung.

MAGISCHES QUADRAT

Waagerecht und senkrecht sind gleiche Begriffe einzusetzen.
1. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 2. Kampfbahn, 3. span. Anrede, 4. positive Elektrode, 5. rechter Nebenfluß des Bugs.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

HAL		■		NA		■		KA
■	LU			■			■	
		■			■	MI		
■	■		MA	■			■	■
		LON	■	WOL		■		
	■			■	BU		RA	■
DE		■		LAS		■		DEL

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bahn – bahn – chif – di – do – druck – ef – fek – fel – flug – fre – gi – gung – hut – in – in – le – ment – nach – on – or – pe – re – re – set – si – staf – stand – sturm – tak – tei – ten – tik – tor – tung – va – ver – ver – vol – wel – zung sind 15 Wörter zu bilden.

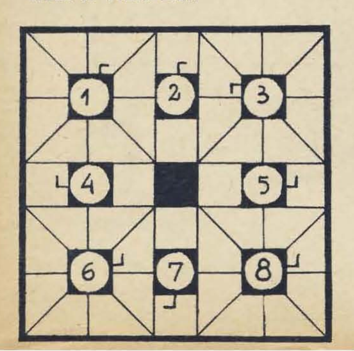
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein wichtiges militär. Führungsdokument.

1. Hauptvernichtungsfaktor der Kernwaffen, 2. Einfall in fremdes Land, 3. Kennzeichen der Dienstgrade und Waffengattungen, 4. Organ der Rückmarschsicherung, 5. Einheit der Luftstreitkräfte, 6. Bestandteil der Kriegskunst , 7. Art des bewaffneten Kampfes, 8. Bestimmen der Lage eines Zieles auf der Fläche oder im Raum, 9. Truppenteil, 10. militär. Ausbildungsstätte, 11. verschlüsseltes Schriftzeichen, 12. Handfeuerwaffe, 13. Teil der panzer- und kfz.-techn. Sicherstellung, 14. Weg des Geschosses von der Mündung bis ins Ziel, 15. Waffe der Seekriegsführung. (ch = 1 Buchstabe)

FLIESENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

1. Land der 1000 Seen, 2. Ringergriff, 3. Seemannseintopfgericht, 4. Flugkörper, 5. Kanton in der Schweiz, 6. Soldat der Geschützbedienung, 7. Bad auf Rügen, 8. Stadt in Frankreich.

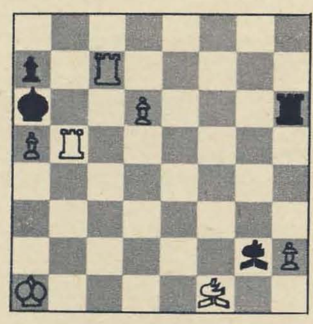


SILBEN-KREUZGITTER

In die Figur sind folgende Begriffe, unabhängig von Reihenfolge und Richtung, einzutragen. Zur Kontrolle sind bereits einige Silben eingetragen.

1. Antreteordnung, 2. altes Luntenschloßgewehr, 3. militär. Einheit, 4. Funkmeßverfahren, 5. Fliegertrainingsgerät, 6. poln. Nationaloper, 7. Turm der Moschee, 8. Anlegespiel, 9. Strand von Venedig, 10. franz. kommunist. Schriftsteller, 11. Bad im Bez. Erfurt, 12. Rückstand bei der Zuckergewinnung, 13. Tropenbaum, 14. Stadt in der Schweiz, 15. schmales Boot, 16. Stadt an der Oka, 17. Rundblick, 18. Blutgefäß, 19. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 20. Fechtwaffe, 21. Oasenstadt in der Usbek. SSR, 22. Staat in Afrika, 23. Bewußtlosigkeit, 24. Fluß in Italien, 25. ASK-Boxer, 26. Königreich im Himalaja, 27. mittelamerikan. Staat, 28. Kleinkunstbühne.

SCHACH



Matt in vier Zügen (W. A. Mongrédien)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 7/1969

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Neruda, 3. Litera, 5. Theater, 7. Pelle, 9. Pisa, 10. Anden, 11. Kaunas, 12. Kader, 14. Sela, 16. Neubauer, 18. Leningrad, 19. Debatte. – **Senkrecht:** 1. Neapel, 2. Dathe, 3. Liter, 4. Ragusa, 6. Ader, 8. Leander, 9. Pinasse, 12. Kapelle, 13. Lobau, 15. Lafette, 16. Neugrad, 17. Erde.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Krassin, 8. Sapporo, 12. Arndt, 13. Togliatti, 17. Zeltplane, 22. Renn, 23. Oktober, 26. Isel, 27. Ivens, 28. Drau, 29. Aloe, 31. Knabe, 32. Emir, 33. Silo, 34. Atoll, 37. Aalen, 40. Winde, 34. Lamm, 44. Adel, 46. Frunse, 47. Anger, 48. Orange, 49. Mund, 51. Welk, 53. Kisel, 56. Osaka, 59. Maine, 62. Irak, 64. Asta, 65. Egeln, 67. Lese, 69. Bart, 71. Seide, 73. Reka, 75. Rapport, 77. Nerz, 78. Sonneberg, 80. Samarkand, 82. Agave, 83. Ampulle, 84. Matrose. – **Senkrecht:** 2. Rho, 3. Selen, 4. Iwan, 5. Laika, 6. Anno, 7. Etzel, 9. Asti, 10. Polen, 11. Ren, 13. Taiga, 14. Greco, 15. Insel, 16. Torr, 18. Eras, 19. Pskow, 20. Aloun, 21. Ebene, 24. Tuba, 25. Bake, 28. Diva, 30. Eibe, 35. Terni, 36. Linie, 37. Amado, 38. Legia, 39. Narva, 41. Ilawa, 42. Degen, 43. Lem, 45. Lok, 50. Ural, 52. List, 53. Kreis, 54. Stern, 55. Linke, 57. Step, 58. Kibo, 59. Maser, 60. Ibiza, 61. Elend, 63. Kerr, 64. Arta, 66. Lenau, 68. Sagan, 70. Arsen, 72. Erker, 74. Abel, 76. Paar, 77. Nana, 79. Ohm, 81. Nis.

BUCHSTABENSTREICHUNG. „Der Soldat geht nicht in die Schlacht, um zu sterben, sondern um zu leben."

SILBENRÄTSEL. 1. Relais, 2. Uhlig, 3. Division, 4. Oberhof, 5. Lazarett, 6. Fallpunkt, 7. Garibaldi, 8. Yukon, 9. Parade, 10. Tarnung, 11. Norden, 12. Emitter, 13. Ringen, – Rudolf Gyptner.

MAGISCHES QUADRAT. 1. Rasin, 2. Adele, 3. Secam, 4. Ilawa, 5. Neman.

SCHACH. Hier muß die schwerere Figur der leichteren den Vortritt lassen, um Patt zu vermeiden. Also 1. Dd8! Se1 2. Td7 Sd3 3. T:S Kc2 (an dieser Stelle wäre Schwarz patt, hätte statt des T die D auf d3 geschlagen) 4. Tc3 matt.



Aus unserem Jahrestagskalender:

23. August: 25. Jahrestag der Befreiung Rumäniens und des Sturzes der faschistischen Regierung

29. August: 25. Jahrestag des Slowakischen Nationalaufstandes

7. September: Tag der tschechoslowakischen Luftstreitkräfte

9. September: 25. Jahrestag der Befreiung Bulgariens und des Sieges des Volksaufstandes

9. September: Tag der sowjetischen Panzertruppen

23. September: 25. Jahrestag der Bulgarischen Volksarmee

29. September: Tag der Bewaffneten Kräfte der Ungarischen Volksrepublik

6. Oktober: 25. Jahrestag der Tschechoslowakischen Volksarmee

12. Oktober: Tag der Polnischen Armee

16. Oktober: Tag der bulgarischen Luftstreitkräfte

Immer auf den (Hallstein-) Punkt

Innerhalb von knapp drei Wochen nahmen drei Staaten volle diplomatische Beziehungen zur DDR auf und versetzten damit der Bonner Alleinvertretungsanmaßung drei harte Schläge. Es waren, wie sich inzwischen zeigte, noch lange nicht die letzten. Im folgenden wollen wir unsere Leser mit den ersten drei dieser Staaten kurz bekanntmachen:

Republik Irak

FLÄCHE: 444 400 km². BEVÖLKERUNG: 8 261 527 (1965). HAUPTSTADT: Bagdad. AMTSSPRACHE: Arabisch. WÄHRUNG: 1 irak. Dinar = 5 Rijals = 20 Dirhams = 1000 Fils. WICHTIGSTE EXPORTGÜTER: Erdöl, Datteln, Zement, Teppiche, Baumwolle.

Die Republik wurde nach dem Sturz der unter britischem Einfluß stehenden monarchistischen Regierung am 14. Juli 1958 ausgerufen. 1959 trat sie aus dem Bagdadpakt aus, und noch im selben Jahr mußten die letzten britischen Truppen das Land verlassen. Im Januar 1967 wurde die Fluglinie Berlin – Bagdad eröffnet; einen Monat später beschloß die irakische Regierung die Errichtung eines Generalkonsulats in der DDR. Bei der Überwindung der durch die Israel-Aggression im Zusammenhang mit dem Erdölboykott aufgetretenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten leisten die sozialistischen Länder, unter ihnen die DDR, allseitige Hilfe. Die Stärke der irakischen Landstreitkräfte betrug nach dem Stande von 1960 70 000 Mann, die der Luftstreitkräfte 2 000 Mann.

Königreich Kambodscha

FLÄCHE: 181 000 km². BEVÖLKERUNG: 6 500 000 (1967). HAUPTSTADT: Phnom-Penh. AMTSSPRACHE: Khmer. WÄHRUNG: 1 Riel = 100 Sen. WICHTIGSTE EXPORTGÜTER: Kautschuk, Reis, Mais, Pfeffer.

Im Ergebnis des siegreichen Kampfes gegen die französischen Kolonialherrschaft erhielt Kambodscha 1954 von der Genfer Indochina-Konferenz seine volle Souveränität zugesprochen. 1957 bestätigte die kambodschanische Nationalversammlung ein Gesetz über die strikte Neutralität des Landes. Nach dem Tode des Königs wurde 1960 Prinz Norodom Sihanouk zum Staatsoberhaupt gewählt. Die Monarchie blieb symbolisch bestehen. Im August 1960 schlossen die DDR und Kambodscha ein Abkommen über wirtschaftliche und technische Zusammenarbeit, und im Juli 1967 wurde das Generalkonsulat der DDR in Phnom-Penh gegen den erpresserischen Druck Bonns in den Rang einer Représentation erhoben. Gegenüber den Versuchen der USA, die Aggression in Vietnam auch auf Kambodscha auszudehnen, unterstützte die DDR neben anderen sozialistischen Staaten den Status der unbedingten Neutralität und gab bereits 1966 eine Garantieerklärung für die nationalen Grenzen und die territoriale Integrität Kambodschas ab.

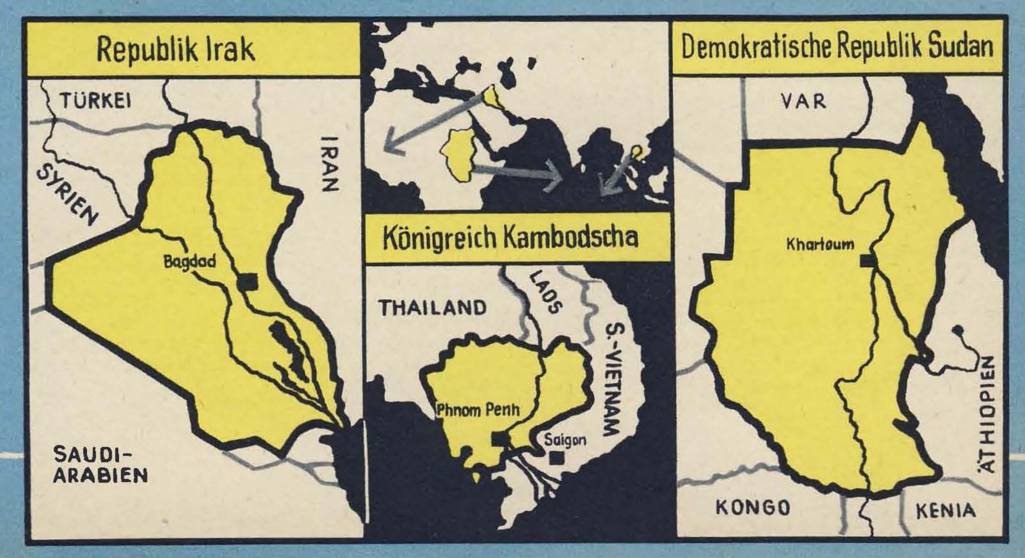
Nach dem Stande von 1960 zählten die kambodschanischen Streitkräfte 28 000 Mann, wovon 2 000 der Luftwaffe und 1 200 der Marine angehören.

Demokratische Republik Sudan

FLÄCHE: 2 505 825 km². BEVÖLKERUNG: 14 500 000 (1967). HAUPTSTADT: Khartum. AMTSSPRACHE: Arabisch. WÄHRUNG: 1 sudan. Pfund = 100 Piaster = 1 000 Milliémes. WICHTIGSTE EXPORTGÜTER: Baumwolle, Gummiarabikum, Erdnüsse.

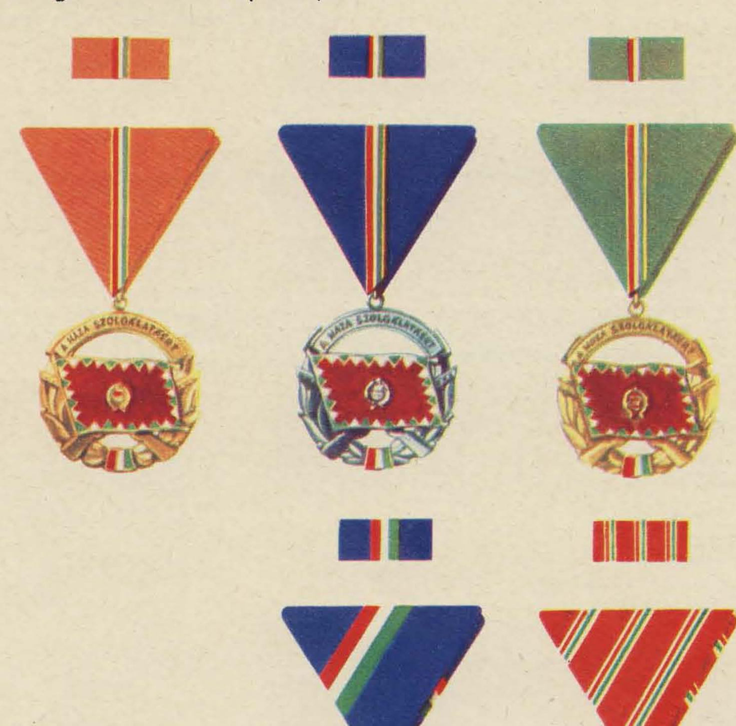
Nach jahrzehntelanger britischer Kolonialherrschaft erhielt der Sudan am 1. Januar 1956 seine Unabhängigkeit. Im selben Monat wurde die junge Republik Mitglied der Arabischen Liga. Nach der Israel-Aggression festigten sich die Beziehungen der Republik Sudan zu sozialistischen Staaten. Die bereits seit Jahren bestehenden wirtschaftlichen Vereinbarungen mit der DDR wurden am 6. 10. 1967 durch ein Abkommen über kulturelle und wissenschaftliche Zusammenarbeit ergänzt. Erster außenpolitischer Schritt des Revolutionsrates der Ende Mai 1969 ausgerufenen Demokratischen Republik Sudan war die diplomatische Anerkennung der DDR.

1962 verfügte der Sudan über Streitkräfte in Stärke von 13 000 Mann sowie über 7 000 Polizisten.



MILITÄRISCHE AUSZEICHNUNGEN

(Bewaffnete Kräfte der Ungarischen Volksrepublik)



Medaille „Dienst am Vaterland"

Gold
Silber
Bronze



Medaille für öffentliche Sicherheit

Silber
(drei Stufen: Gold, Silber, Bronze)

Medaille „Für Verdienste im bewaffneten Dienst"

(eine Stufe)

Medaille für treue Dienste

25 Jahre
(vier Stufen: 10, 15, 20, 25 Jahre)

Medaille für langjährigen Flugdienst

350 Flugstunden
(vier Stufen: 200, 350, 550, 800 Flugstunden)



HEFT 8
AUGUST 1969
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur Oberstleutnant Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. F. Malkow und Oberst A. A. Selenzow, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiev, Sofia; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. Juni 1969

Fotos: Uhlenhut (4) Titel, S. 33, 76, Rücktitel; Syndoman (2) S. 3, 43; Gebauer (11) S. 7, 8, 14, 16, 17, 18, 19, 52, 54; Zimmermann (1) S. 24; Hammer (1) S. 24; Archiv (10) S. 24, 45, 50, 51, 66, 67, 74; Fotokinoverlag Leipzig (1) S. 25; Böhle (2) S. 25, 27; Thienel (1) S. 26; Dressel (2) S. 27, 60; Georgiev (2) S. 28, 29; MBD/Walzel (3) S. 30, 45, 73; Klöppel (2) S. 32, 89; Gatschikow (1) S. 36; ZB (2) S. 39, 62; Mihatsch jun. (1) S. 44; Kl. Fischer (1) S. 48; Kronfeld (1) S. 58; Bach (1) S. 60; Lutz (1) S. 61; Richter (Fotomontage) S. 72/73; Bersch (1) S. 74; Schulze (1) S. 75; Murza (1) S. 76; MBD (2) S. 76; Korolew (1) S. 77; Progreß (1) S. 80; Kilian (1) S. 81; Balinski (1) S. 82.

STAR-Palette

„Aber Tag für Tag"... Veras Titel zum Schlagerwettbewerb 69, mit dem sie sich erfolgreich den vierten Platz ersang, gilt bei ihr auch im Alltag: Ohne das Pensum an Stimmübungen, Musik und Gymnastik wirklich täglich zu absolvieren, wäre der Schritt nach vorn kaum so schnell gelungen. Kurz vor ihrem Start – fast sind es ein Halbdutzend Jahre, seit sie vom Flugzeugbau zur heiteren Muse wechselte – stellten wir den Lesern der „AR" die junge Sängerin schon einmal vor. Kleine Gedächtnisstütze: Vera Schneidenbach, ehemals weißbekittelte Teilkonstrukteurin und reger Kulturobmann im VEB Forschungs- und Projektierungsbüro Leipzig, fand über die FDJ, die Junge-Talente-Bewegung und das Markkleeberger Ensemble der Heiteren Muse den Weg zur Bühne. Nicht verschwiegen sei ihr eifriges



Gesangsstudium, das Vera, nachdem sie sich in dreijähriger Praxis auf Tourneen mit DDR-Orchestern in Budapest, Prag, Bukarest und Sofia die ersten Sporen verdiente, im Zentralen Studio für Unterhaltungskunst Berlin intensiv fortsetzte.
Das erneute Schulbankdrücken war nicht ohne Erfolg. Nach dem Abschlußexamen erwarteten sie ein Gastspiel mit dem Großen Tanzstreichorchester des Deutschlandsenders in die SU und ein Vertrag in das Interpretenensemble des Deutschen Fernsehfunks. Seitdem ist die blonde Vera meist mit dabei, wenn es auf dem Bildschirm um Schlager geht. In „Berlin, wie es singt und lebt" und „Sternschnuppen", Intervisionssendungen des polnischen und bulgarischen Fernsehens, vertrat sie singend die DDR und hat mit der „Schlagerrevue 69" ihr erstes Gastspiel im Friedrichstadt-Palast mit Bravour bestanden. „Selbst ist der Mann", ist Veras Devise bei allen Problemen! Durch ihre technische Ausbildung kennt sie kaum Ärger mit Handwerkern. Kleine Reparaturen an Haus, Auto und Elektrogeräten führt sie mit fachkundigen Händen, die auch schneidern und klavierspielen können, allein aus. Wie sie das alles schafft?! Natürlich mit Übung – „Aber Tag für Tag...!"

Helga Heine







PAUL KLIMPKE:

„Besen marsch!"





